Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Der Gaukler.

(L'avaleur de Sabres.)

Roman

von

Paul Féval.

Einzig berechtigte deutsche Uebersetzung.

Erster Theil.

Wien, 1868.
Verlag von Tendler & Comp.
(Julius Grosser.)

(Jeder Nachdruck wird von der Verlagshandlung strafrechtlich verfolgt.)

Druck von Carl Gerold's Sohn in Wien.

Erster Theil.

Die kleine Königin.

I.

Der Pfefferkuchen-Markt.

Es waren vier Musikanten: Ein Clarinettist, der fünf Fuß acht Zoll maß und der zur Noth als „belgischer Riese“ gelten konnte, ein buckeliger Posaunist, ein jugendlicher Triangelspieler und ein Paukenschläger weiblichen Geschlechtes, umfangreich wie ein Thurm.

Nebst diesen ein polnischer Lancier, um fortwährend die Glocke zu schwingen, ein Bajazzo in einer Jacke aus gestreifter Leinwand, um durch das Sprachrohr zu schreien, und ein rothhaariges Mädchen von braunem Teint, welches wuchtige Schläge auf den Tam-Tam führte, den König der Instrumente, bestimmt eine ohrenzerreißende Musik hervorzubringen.

All' dies verursachte einen schrecklichen Lärm vor einer ziemlich großen aber sehr zerfallenen Baracke, welche als Schild ein zerrissenes Bild trug, das die Leidensgeschichte unseres Herrn Jesus Christus, einige Boaschlangen, einen Cavallerieangriff, einen Löwen, der eben einen Missionär verschlingt, und den König Louis Philippe darstellte, der, von seiner zahlreichen Familie umgeben, die Gesandten des Tippo-Saib empfängt.

In jenem Raume des Bildes, welcher den Himmel darstellte, konnte man Flügelrosse bemerken, Luftballons, Kometen, Trapeze, Aureol im Begriffe einen Salto mortale zu machen, und einen seltenen Vogel, der einen Esel in seinen Krallen davonträgt. Darüber entrollte sich in phantastischen Windungen ein Wimpel, auf welchem folgende Legende sichtbar wurde:

Französisch-hydraulisches Theater.

Gelehrte Wunder, Kraftübungen und Verschiedenes aus dem XIX. Jahrhundert der Aufklärung.

Geleitet von Madame Canada,

Erste Naturforscherin der Hauptstädte des gebildeten Europa's.

Der Clarinettist stammte wie alle Clarinettisten aus Deutschland. Er war ein armer Teufel, mager,

knochig und in der Kleidung eines Militär-Chirurgen. Er besaß eine sehr bedeutende Nase, die fast zirkelrund wurde, wenn er an dem Mundstücke seiner heiseren Clarinette sog.

Der buckelige Posaunist stammte aus Pontoise, wo er mit den Gerichten kleine Verdrießlichkeiten gehabt hatte.

Der Triangelspieler war im Stadtviertel des Hôtel des Invalides von Paris zu Hause. Er war vierzehn Jahre alt. Seinen Gesichtszügen nach, die gleichzeitig scharf, trocken, ernst und spöttisch waren, hätte man ihn wenigstens für zwanzig halten können, aber sein Körperbau war der eines Kindes.

Auf den ersten Blick nahm er sich nicht ungünstig aus, sein ziemlich hübsches, aber ältliches und schon abgelebtes Gesicht wurde von wunderbar schönem schwarzen Haar umrahmt, das mit einer gewissen Coquetterie frisirt war. Bei genauerem Ansehen jedoch empfand man ein gewisses Unbehagen über diese gealterte Kindheit, die gar keinem Geschlechte anzugehören schien. Sein Anzug, welcher aus einer Sammtweste bestand, unter welcher ein rothes Wollhemd sichtbar wurde, war sauber, und im Vergleiche zu den Lumpen, mit denen seine Cameraden bedeckt waren, fast elegant.

Der Name des Clarinettisten war Cöln, und man nannte ihn Cologne; der Posaunist hieß Poquet und wurde seines Buckels wegen „Atlas" genannt; der Triangelspieler hieß Saladin kurzweg, oder vielmehr „Monsieur Saladin", denn er besaß eine sociale Stellung. In einem Alter, in welchem die meisten Jünglinge ihrer Familie noch zur Last sind, besaß er schon nebst seinem Talente für den Triangel die Kunst Säbelklingen zu verschlingen, und konnte schon Madame Canada ersetzen, die sich der schwierigen Aufgabe unterzog, „das Compliment zu machen".

„Das Compliment machen" heißt jene einleitende Ansprache halten, welche die Umstehenden auffordert, sich massenhaft in die Baracke zu stürzen.

Außer seiner Begabung war Saladin auch in Bezug auf Geburt und Protection sehr bevorzugt. Er hatte den polnischen Lancier, der die Glocke schwang, zum Vater, den Bajazzo in der gestreiften Leinwandjacke zum Wärter, und zur Pathin die dicke Frau, welche die Trommel schlug.

Diese Frau war Niemand anderer als die Witwe Canada selbst, nicht blos Directrice des französisch-hydraulischen Theaters, sondern auch Zähmerin wilder Ungeheuer. Dem Ausrufer zu Folge wog sie 220

Pfund; aber ihr breites Gesicht hatte ein so gutmüthiges und lachendes Ansehen, daß man immer darüber erstaunt war, auf ihrer Brust Kieselsteine mit einem Schmiedehammer zerschlagen zu sehen.

Doch war dies mehr Gewohnheit bei ihr als Hartherzigkeit.

Der Bajazzo, ein Mann in den Fünfzigern, dessen magere Beine den Torso eines Herkules trugen, besaß eine noch mehr engelsgleiche Physiognomie als Mad. Canada; sein herzliches und bescheidenes Lächeln war angenehm zu sehen. Er erfüllte die Functionen des männlichen Canada, den ein frühzeitiger Tod den Jahrmärkten entrissen hatte; man nannte ihn sogar mit Vorliebe Monsieur Canada, obgleich er eigentlich Echalot hieß. Er war pharmaceutischer Ex-Gehilfe, gewesener Geschäftsagent, gewesenes Modell für den Thorax und gewesener überzähliger Beamter eines großen Handlungshauses für schwarze Herren-Anzüge.

In Folge des gerechten Gegensatzes ließ sich Madame Canada den Spitznamen d'Echalotte gefallen. Es bestand zwischen beiden ein sentimentales Verhältniß, gegründet auf Liebe, Achtung und Bequemlichkeit.

Der polnische Lancier, Vater Saladin's, besaß keine lobenswerthen Sitten. Er war ein Mann in demselben Alter wie Echalot, aber mehr sorgfältig für seine Person; seine schlichten Haare von einem mit Grau gemischten Blond glänzten von wohlfeiler Pomade, auch malte er sich Augenbrauen mit einem angebrannten Korkstücke.

Dies verlieh seinem stets gegen die Damen gerichteten Blicke ein gewisses Feuer.

Er hatte seinem Sohne Saladin niemals ein gutes Beispiel gegeben, und die Witwe Canada beklagte sich über die Fallstricke, die er ohne Unterlaß ihrer Tugend legte.

Er besaß einen hübschen Namen: Amadée Similor. Echalot und er waren Orestes und Pylades; nur da Similor nicht viel Zartgefühl besaß, mißbrauchte er die Freigebigkeit Echalots, der ohne ihn, schon eine ziemliche Anzahl von Actien des französisch-hydraulischen Theaters hätte erwerben und Madame Canada zum Altare führen können.

Similor war früher Tanzmeister in Familien; im „großen Sieger“ Modell für Schenkelbildung, Cigarrenstumpfsammler und Beamter in dem schon genannten Hause für schwarze Anzüge.

Die Kunst Säbelklingen zu verschlingen, verhärtet vielleicht das Gemüth. Der junge Saladin verdankte alles Echalot, denn von seinem Vater Similor hatte er nie etwas anderes als Fußstöße erhalten. Trotzdem widmete Saladin dem Echalot keine kindliche Ehrfurcht. Obgleich dieser letztere ihn mittelst der Saugflasche ernährte, zu einer Zeit, wo zwei Sous für Milch für ihn eine sehr bedeutende Ausgabe waren, bewahrte Saladin für seinen Wohlthäter keinerlei Dankbarkeit. Echalot sah wohl ein, daß dieser Junge mehr Geist als Gemüth besitze, und doch konnte er nicht umhin ihn zu lieben.

Das junge Mädchen von braunem Teint und rothen Haaren nannte sich Fanchon (auf dem Theater Mlle. Freluche). Sie tanzte ziemlich geläufig auf dem Seile, war häßlich, keck und ohne Erziehung. Sie hätte Saladin gern erzogen, der sie von der Höhe seines Talentes herab beherrschte, denn der Leser darf sich darüber nicht täuschen: Saladin hatte die geistige Kraft eines Voltaire, noch verstärkt durch Schliche, wie sie auf Jahrmärkten geübt werden.

Es war gegen Ende April im Jahre 1852, dem vorletzten Tage der vierzehntägigen Nachfeier des Osterfestes, jener Epoche, welche durch Gebrauch und Ein=

richtung dem großen Volksfeste, dem Pfefferkuchen-Markte gewidmet ist. Seit vielen Jahren schon hatte man auf der „Place du Trône" keine so glänzende Vereinigung von Künstlern gesehen, welche von den verschiedenen Höfen Europa's diplomirt waren. Außer den Verkäufern von Nonnenbrötchen und Zuckerzelteln aus Reims, sämmtlich Lieferanten gekrönter Häupter, konnte man daselbst den Zahnarzt des Kaisers von Brasilien, den Hühneraugenschneider ihrer erhabenen Majestät der Königin von England, so wie den gelehrten Chemiker bemerken, welcher das Leder für die Rasirmesser-Abziehriemen des Selbstbeherrschers aller Reußen fabricirte.

Selbstverständlich fehlte auch die nur unvollständig gewaschene Dame nicht, welche den Erzherzoginnen von Oesterreich die Karten aufschlägt, die gewöhnliche Somnambule der Infanten von Spanien, der Abencerage, welcher den Palatinen ihren Stiefellack liefert, und der argentinische General, der nicht blos dem Hofe von Schweden als Fleckausputzer dient, sondern auch die Casseroles des Palastes von Saint James polirt, die gebrochenen Porzellane des Escurials zusammenkittet und schließlich in Folge eines Privilegiums sämmtlichen Mitgliedern des preußischen Königshauses Rasirpinsel verkauft.

Schon viele Philosophen haben die Frage aufgeworfen, wozu diese lächerliche und pomphafte Ausstellung von königlichen Empfehlungen mitten in der Vorstadt Saint Antoine, die eben nicht den Ruf hat von Courtisanen bewohnt zu sein? Es gibt ohne Zweifel eine boshafte Gottheit, welche von Früh bis Nachts solche Probleme aufstellt, deren Beantwortung die Philosophen in Verlegenheit setzt.

Während die Mitte des ungeheuren Rundplatzes mit Buden angefüllt war, in denen man nicht ein Päckchen im Werthe von einem Sou hätte finden können, das nicht mit zwei bis drei königlichen Wappen geschmückt gewesen wäre, war der äußere Umkreis des Platzes, in welchem sich die Theater und Schaubuden befanden, nicht minder bemüht, mit allerhöchsten Patronaten zu prunken.

Ich bin überzeugt, daß bis in's tiefste Mittelalter hinab die Jahrmarkts-Verkäufer, welche auf dem Felde „du Drap d'Or" versammelt waren, die Namen der Könige und Kaiser nicht mit größerem Pathos ausgerufen haben.

Die ganze Industrie der Schaubuden war hier versammelt: der berühmte Cocherie, der weltbekannte Laroche, die künstlerischen Affen, die lebenden Bilder,

die Pariser Sybille, das Pferd mit fünf Schweifen, die diebische Elster, das Kind mit dem Riesenkopfe, der kleine gelehrte Hirsch, der durch einen Reif springt, der Kampf mit flachen Händen, Arpin, Marseille, Babasson, Albinos, Neger, Rothhäute, Robben und Krokodille, Zwitter, die Boa Constrictor, das Kaninchen, welches Domino spielt, der Puppenmensch, die siamesischen Zwillinge, der Scelett-Jüngling, das Wachsfiguren-Cabinet und jene Hütte mit runden Löchern, in welcher man für zwei Sous eine Reise durch alle fünf Welttheile machen kann.

Es war fünf Uhr Abends und das Wetter drohend. Für so viele und so große Anziehungsmittel befanden sich auf der „Place du Trône" in diesem Augenblicke kaum hundert abgehärtete Bummler, welche mit Vergnügen die vor den Thüren ausgestellten Kleinigkeiten betrachteten, aber durchaus keine Lust verriethen, in das Innere der Schaubuden einzutreten. Um dieser hundert Müßiggänger willen machten all' die tausend Seiltänzer, Bajazzo's, Marquisen verzweifelte Anstrengungen an Coquetterie. Derlei Stunden des Mangels sind es, in denen die Jahrmarktkünstler ihre sprichwörtlich gewordene Energie meist zu bethätigen pflegen. Sprachrohre, Tam-Tams, Klappern, Trommeln, Trompeten, Kessel-

pauken, Ophikleiden strengen sich an, um einen Höllenlärm hervorzubringen, selbst dann, wenn Niemand da ist, um sie zu hören. Manchem Besitzer eines nicht besuchten Kugelfängers mag schon die Idee gekommen sein, seine Baracke blos deshalb in Brand zu stecken, um Gelegenheit zu haben, einen Feuerlärm zu schlagen.

Das wird vielleicht Menschen herbeiziehen.

Die Rufe kreuzten sich mit unerhörter Heftigkeit. Es gab ein Durcheinander der wunderbarsten Verrenkungen, der wüthendsten Tänze, der stets nach demselben Punkte wiederholten Fußstöße, von Rufen, Gesten, Glockengeläute, metallischen Vibrationen, Gesängen, Petarden und Fanfaren.

— Lösen Sie gefälligst Eintrittskarten!

— Man muß es gesehen haben, um es zu glauben!

— Zwei Sous!

— Das einzige lebende Phänomen, welches aus der Hand des Prinzen eigenhändig eine goldene Medaille erhalten hat!

— Dzing! Bumm! — Pan-Pan!

— Seine arme Mutter starb vor Schmerz, als sie das Ungeheuer erblickte, dem sie das Leben gegeben!

— Tara! Tantara, Tantara — — Quoak, Quoak!

— Dreißigtausend Francs baar Demjenigen, welcher ein ähnliches Exemplar aufzuweisen im Stande ist, das heißt — lebend!

— Treten Sie gefälligst ein, es sind nur noch sechs Plätze übrig, und zwar die allerbesten.

— Kommen Sie nur herein, hier kann man den Seelöwen sehen, wie er ein Kind an der Mutterbrust verschlingt!

— Es kostet nicht einmal einen Franc, nicht einmal einen halben Franc, ja nicht einmal fünfundzwanzig Centimes . . . . Dzing, Bumm!

— Achtzehn Jahre alt! zweihundert Kilogramm schwer, und Reize noch anziehender als sein Gewicht! man wird gleich anfangen!

— Zwei Sous! Zwei! Zwei!

Das französisch-hydraulische Theater war am äußersten Ende der Place du Trône gelegen, auf der linken Seite, wenn man vom Boulevard Montreuil kommt; ein guter Platz für den Sonntag, wenn die Volksmassen zur Barrière hereinströmen, ein schlechter Platz für die Wochentage, wo die selteneren Besucher von der Pariser Seite aus, anlangen.

Dem Flusse strömen Bäche zu, und daher kommt es, daß Laroche, der Rothschild unter seinen Collegen,

und die vielvermögende Familie Cocherie, welche die große Oper des Jahrmarktes bilden, ohne Ausnahme die besten Plätze für sich in Anspruch nehmen.

Der Tag war trotz der schönen Frühlingssonne kein glücklicher gewesen und der schwarz umwölkte Himmel sagte einen Abend voraus, der sich auf Null reduciren konnte.

Madame Canada mit einer Flachsperrücke, ihr Elephantenrücken von einem pompadourfarbenen Jäckchen umspannt, schlug mit melancholischer Resignation die Pauke; der Clarinettist Cologne und der Posaunist Poquet, genannt der Atlas, bliesen entmuthigt in ihre schrecklichen Instrumente. Saladin, der präsumtive Erbe, ließ seinen Triangel in weichen Tönen erschallen, während Similor vergeblich am Horizonte Damen zu erspähen suchte, denen er seine interessanten Blicke zuwerfen konnte, und dabei die Glocke schwang, in einer Art und Weise, als ob er damit sich nur mit seiner Aufgabe abfinden wolle.

Blos der Bajazzo Echalot ließ in unermüdlicher Beständigkeit brüllende Töne durch sein Sprachrohr erschallen, indem er dazwischen durch gütliches Zureden die Verzweiflung seiner Genossen noch erhöhte.

— Noch nie hat man in Paris etwas ähnliches gesehen, brüllte er laut und gleich darauf leise: Gehen Sie doch um Himmelswillen, Fräulein Freluche, und schlagen Sie auf den Kessel los wie ein Liebesgott, oder Sie bekommen heute keine Zwiebel in ihre Suppe! Jetzt wieder laut durch's Sprachrohr: Niemals, niemals, niemals wird man so etwas Schönes mehr sehen! und dabei leise: Aushalten Madame Canada, Schönste der Schönen! Ein Bischen kräftiger, Similor. Jetzt wieder laut: Es ist zum letzten Male unwiderruflich vor der Abreise der großen amerikanischen elektrisch-pneumatischen agricolischen Maschine nach Portugal, wo die Akademie der nationalen Wissenschaften dieselbe in allen ihren Bestandtheilen zu untersuchen gedenkt, um darüber an Hern Leverrier einen Bericht zu erstatten! Leise: Blas zu, Cologne! Posaune darauf los, Poquet, dort sind drei Bäuerinnen, mit denen sich etwas könnte machen lassen — und ein Artillerist, und eine kleine blonde Dame mit ihrem Kinde! Laut: Die großen Springbrunnen von Versailles im natürlichen Zustande, und zum Schlusse der Rheinfall von Schaffhausen mit allen Schiffen, welche auf diesem Strome schwimmen, der die natürliche Grenze unseres Vaterlandes bildet! Leise: Wieder zwei Artilleristen, das paßt gerade zu den

drei Bäuerinnen. Laut: Abelard und Heloise, dargestellt von Fräulein Freluche und dem jungen Saladin, ersten Elèven des Conservatoriums der Insel Sicilien, welche vom General Garibaldi erobert wurde! Leise: Aufgepaßt! zwei dicke Weiber mit ihren Fleischergesellen! Zum Glockenspiel, Amadée! Laut: Der Tod Abels, dargestellt von demselben Künstler, welcher drei Cavalleriesäbel verschlingen und ein halbes Dutzend Kieselsteine auf der Brust der Madame Canada, der ersten Physikerin des Observatoriums, zerschlagen wird! Leise: In Henkersnamen seht doch hin, ein fremder Pair von Frankreich oder ein Sclavenhändler aus den Colonien! Das ist was für die kleine Blonde! Anzünden! Laut: Tänze und Evolutionen auf dem gespannten Seile, ausgeführt von Fräulein Freluche, der unvergleichlichen Elevin, welche daran schuld ist, daß Madame Saqui nicht mehr vor dem Publicum erscheint, indem sie auf unsere Künstlerin eifersüchtig ist! Und gleich darauf brüllt er durch das Sprachrohr: Madame Saqui! Madame Saqui! Madame Saqui!

Jeder Heroismus findet seinen Lohn; als Echalot ermüdet inne hielt, gab es wenigstens anderthalb Dutzend Maulaffen vor der Plattform des französisch-hydraulischen Theaters, drei Artilleristen, drei Pikardinnen, zwei

Spießbürgerinnen, zwischen denen ein junger Mann den Korb mit zwei Henkeln darstellte, vier oder fünf Liniensoldaten und eben so viele Gassenjungen.

Nebst diesen noch die junge blonde Dame, welche ein wunderbar schönes Mädchen von drei Jahren an der Hand hielt, und eine Person von großem Wuchse, mit sehr braunem Haare und noch braunerer Hautfarbe, welche mit stierem und düsterem Blicke die schöne junge Dame und ihr reizendes Kind betrachtete.

Die Armee der Madame Canada, durch diesen unerwarteten Zufluß elektrisirt, wurde rege. Der polnische Lancier schwang fieberhaft seine Glocke, indem er dabei den Bäuerinnen, den Spießbürgerinnen und allem, was einen Unterrock trug, mordbrennerische Blicke zuwarf. In der bescheidenen Stellung, welche das Schicksal ihm zugedacht hatte, war dieser Mann der reinste Typus eines Don Juan. Die Musik brach los und Fräulein Freluche führte wüthende Hiebe gegen den Tam-Tam, während Echalot ein tigerartiges Gebrüll durch sein Sprachrohr erschallen ließ.

Aber ach! alles war rein umsonst; die drei Bäuerinnen gingen vorüber, und sicherlich würde Madame Canada trotz ihrer sanften Gemüthsart sie gern

erwürgt haben, denn sie zogen auch die drei Artilleristen mit sich fort. Die beiden Spießbürgerinnen mit ihren Fleischhackergesellen folgten ihnen und zogen wieder die Gassenbuben nach sich, welche dieses Trio zu unterhalten schien. Die fünf Liniensoldaten folgten dem Beispiele der Gassenjungen, und selbst die schöne Blondine wendete ihren Rücken nach entgegengesetzter Richtung, indem sie schon den Weg nach der Vorstadt Saint-Antoine einschlug, als ihr kleines Mädchen mit lieblicher und sanfter Stimme, die wie der Gesang eines Vögelchens klang, zu ihr sagte:

„Mama, ich möchte Madame Saqui sehen."

— Madame Saqui! Madame Saqui! Madame Saqui! brüllte Echalot durch sein Sprachrohr. Zwei Sous, zwei Sous!

Das Kind leistete der Hand seiner Mutter einen schwachen Widerstand und diese blieb sogleich stehen.

— Angebissen! murmelte der junge Saladin, welcher diese stumme Scene mit einem Kennerblicke verfolgt hatte.

Die Augen Saladins waren ziemlich hübsch, aber beim starren Vorwärtsblicken rundeten sie sich wie die eines Geiers.

Die junge Blondine hob das Kind mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit in ihre Arme.

— Wir wohnen weit weg von hier und es ist spät. Morgen, wenn Du willst, meine kleine Königin, wollen wir die Seiltänzer von der Austerlitz-Brücke aus sehen.

— Nein! antwortete die „kleine Königin", heute soll es sein, und Madame Saqui will ich sehen.

Die junge, gefügige Mutter stieg die schwankende Treppe, welche zur Plattform führte, hinan. Madame Canada betrachtete die junge Mutter und das Kind mit einem Blicke voll Zärtlichkeit, indem sie dabei mit der einen Hand die Pauke schlug und mit der andern ein paar zerbrochene Cymballen erdröhnen ließ. Die Alte war gutmüthig, sie hätte die Beiden küssen mögen.

Dazu war auch guter Gruud vorhanden, denn der ausländische „Pair von Frankreich" folgte der Spur der schönen Blondine, indem er dabei seinen Hut tief in die Stirne drückte. Zwei Damen, von denen wir noch nicht gesprochen haben und die durchaus nicht der feinen Welt des Faubourg Saint-Germain anzugehören schienen, folgten dem Sclavenhändler und drei Ladendiener folgten den beiden Damen.

Als die fünf Liniensoldaten dies bemerkt hatten, berathschlagten sie unter einander; wohin andere Leute gehen, dahin gehen sie stets auch, mit der Nase hoch in die Luft, erstaunten Blicken und einem ruhigen Bewußtsein. Sie lenkten ihre Schritte gleichfalls dahin.

Die drei Gassenjungen sagten sich: Es scheint, daß es was Großes da geben muß, und sie schloßen sich dem Zuge an.

— Ohe, rief der Fleischergeselle den beiden Spießbürgerinnen zu. Zahlen Sie den Eintritt?

Und die drei Artilleristen ergriffen den günstigen Augenblick, um den drei Bäuerinnen den Arm anzubieten, und luden sie ein, mit ihnen die Herrlichkeiten des berühmten Theaters anzusehen.

Der Leser sieht demnach, daß Madame Canada alle Ursache hatte, der „kleinen Königin" dankbar zu sein.

— Zwei Sous, zwei Sous, zwei Sous! lösen Sie ihre Eintrittskarten!

Von allen Seiten des Platzes strömten die Massen herbei.

— Schließen Sie sich der Reihe an.

Die Baracke war voll; Echalot, hoch wie ein Thurm, stellte sich schließlich vor den Eingang und schickte einen letzten Gassenjungen von offenbar nichtzahlungsfähigem Aussehen hinweg, indem er ihm nachrief:

„Complet! Wenn ich den Saal der königlichen Musikakademie besäße, junger Mann, dann wäre ich nicht gezwungen jeden Tag meinem Glücke in den Weg zu treten.“

II.

Der König der Studenten.

Sie war voll, die Baracke der Madame Canada, der ersten Physikerin verschiedener europäischer Hauptstädte, wahrhaft voll. Allein da das Hauptinteresse unseres Drama's ganz allein in der jungen schönen Blondine wurzelt, welche der kindischen Laune des jungen Mädchens nachgegeben hatte, so wollen wir uns nur mit der „kleinen Königin" und ihrer Mutter beschäftigen.

Da sie zuerst eingetreten waren, so befanden sie sich natürlicherweise in der ersten Reihe und die sparsame Beleuchtung der Scene fiel voll auf sie. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die drei Oellämpchen, welche gleichzeitig als Rampen- und Lusterbeleuchtung des fran-

zösisch-hydraulischen Theaters dienten, noch niemals ihre rauchigen Strahlen auf etwas so Vorzügliches geworfen haben. Das Kind war wunderbar lieblich, aber die junge Mutter war es noch mehr.

Sicherlich traut uns der Leser nicht die verrückte Idee zu, seinetwegen eine hohe Dame in die Baracke der Madame Canada eingeführt zu haben. Madame Lily, oder wie man sie noch im Quartier Mazas nannte, „Gloriette", war weder Gräfin noch Baronin, sie gehörte sogar, und zwar nach mehr als einer sehr kenntlichen Seite, der Volksclasse an; allein in ihrer Haltung verrieth sie etwas sauberes und anständiges; ihr Anzug, sehr einfach, hatte etwas bescheiden gemessenes und dabei doch elegantes, trotz des geringen Werthes der einzelnen Gegenstände, aus denen er bestand, so daß man in der That Anstand genommen hätte, sie in die Kategorie einfacher Handarbeiterinnen einzureihen.

Sie sah etwas stolz aus, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen; sie hatte etwas Distinguirtes an sich, trotz des kleinen Handkorbes, der an ihrem Arme hing; denn ich darf es nicht verhehlen, daß sie eigens an die Barrière du Trône gekommen war, um ihr Mittagsmahl etwas weniger theuer als in Paris zu kaufen.

Sie war so hübsch und frisch, daß ihr Anblick Freude verursachte. Sie besaß einen zarten Strahl von Jugend und Lebenslust, der durch einen leichten Anflug von Melancholie, der nicht in ihrer Natur lag, verschleiert wurde, und der zur Hälfte das Geheimniß eines stolz getragenen Unglücks verrieth.

Warum nannte man sie Gloriette? Der Leser glaubt wahrscheinlich es errathen zu haben, wenn ich ihm gesagt haben werde, daß der Mann mit bronzirtem Teint, diese Art von Nabob, den Echalot den Sclavenhändler nannte, und der nicht weit von ihr entfernt saß, es nicht wagte, sie anzusprechen, trotz ihres armseligen schwarzen Kleides, halb aus Schaf- halb Baumwolle, ihres gleichfalls schwarzen Umhängtuches, das nicht einmal von echtem Merino war, und ihres Hutes, dessen Taffet bereits schillernde Reflexe annahm.

Nein, es war nicht deshalb, es war auch nicht ihres fast immer lächelnden Blickes wegen, der jedoch manchesmal stolz aus ihren großen schwarzen Augen fiel, das mit ihrem blonden Haare lieblich contrastirte.

Eines Morgens, es ist dies schon lange her, die „kleine Königin“ konnte noch nicht gehen, hätte man Madame Lily in einen Fiaker einsteigen sehen können,

in einem seidenen Kleide und einem Shawl, welcher ebenso gut ein Kaschemir hätte sein können.

Der Shawl und das Seidenkleid kamen nicht mehr zum Vorschein und jene Volks-Bank, welche den Namen Versatzamt trägt, weiß ohne Zweifel anzugeben, was aus Seidenkleid und Shawl geworden ist. Auch deshalb hieß sie noch nicht Gloriette.

Die Nachbarn nannten sie Gloriette um Justine's, ihres Ruhmes, ihrer Tochter, ihres geliebten Schatzes willen, die gleichfalls die Ehre eines Spitznamens genoß: „Kleine Königin." In der Regel gehört Reichthum, Talent oder Laster dazu, um das Gerede der Nachbarn in einem Pariser Viertel hervorzurufen. Madame Lily war sehr arm, sie besaß kein Talent von dem man wußte, und lebte allein und streng zurückgezogen. Trotzdem beschäftigte sich, Gott weiß warum, das ganze Stadtviertel mit ihr.

Man war sogar dahin gelangt, einzelne Couplets einer Legende zu kennen, deren Heldin sie war.

Sie war von sehr niedriger Herkunft, von so niedriger, daß sich Viele fragten, ob sie nicht vielleicht ein wenig eine Prinzessin sei.

Um ihr Vaterland zu finden, mußte man die Seine überschreiten, und den Boulevard-de l'Hopital kreuzen. Jenseits der Barrière = de = l'Italie bestand damals eine sonderbare Stadt, ganz von Lumpensammlern bewohnt, die sich Häuser aus allem Möglichen zusammengebaut hatten.

Die Stadt besaß eine Menge Namen, man nannte sie Babylone, Pekin-la-Guenille, Le Champ-des-Aristos, la Garouille, la Californie, oder das Thal von Cachemire, ganz nach freier Wahl.

Vor vier oder fünf Jahren gab es in dieser Stadt des Pariser Elends, das immer bereit ist sich selbst zu verspotten, ein junges Mädchen, schön wie ein Liebesgott, das niemals den Lumpenkorb getragen, weil es von Früh bis Abends damit beschäftigt war, die Gäste des maison d'or zu bedienen.

Das maison d'or des Pekin-la-Guenille, ganz anders hergerichtet als das Speisehaus gleichen Namens auf dem Boulevard des Italiens, war eine große Hütte, erbaut aus Knochen, Koth, Papier, Flaschenscherben und Hobelspänen. Wir zählen hier nur die vorzüglichsten Baumaterialien auf; wenn man jedoch die Mauern einer Analyse unterzogen hätte, so würde man ganz

absonderliche Dinge darin gefunden haben. Das Dach bestand fast gänzlich aus alten Schuhsohlen, die kunstvoll wie Fischschuppen darauf geordnet waren. Oberhalb der Thüre befand sich das Skelet einer Katze, deren Körper man, so lange er noch beisammen war, als Baumaterial benützt hatte, und den mittlerweile die Zeit skeletirt hatte.

Das goldene Haus wurde geführt von Frau Barbe Mahaleur, genannt „Liebe und Glück", ehemalige Guitarristin, jetzt Kneipenhälterin, und von der Facultät nicht approbirte Hebamme der Lumpensammler-Mütter.

Sie war eine starke Person, von etwa fünfzig Jahren, gebaut wie ein Mann und von Blatternarben arg zugerichtet. Sie besaß die Sitten der großen Katharina und pflegte ihre Orloffs unbarmherzig zu prügeln. Einer von diesen hatte ihr jedoch in einem Augenblicke des Unmuths das linke Auge herausgeschlagen. Es fehlte ihr auch die Hälfte der Nase, von der man sich erzählte, daß ein anderer Potemkin sie ihr abgebissen. All' dies verhinderte sie jedoch nicht ein schönes Weib zu sein.

Sie herrschte über die Eingeborenen von Pekin-la-Guenille durch die Bewunderung und den Schrecken.

Man achtete sie und nahm sie zur Schiedsrichterin; bei solchen Gelegenheiten zeigte sie sich eigenthümlich aber gerecht, nach Art des Königs Salomo, als er den Urtheilsspruch von zweifelhaftem Geschmacke fällte, der seinen Ruhm als Rechtsgelehrter begründete.

Mit der einen Hand leistete sie geburtsärztliche Dienste, mit der andern verkaufte sie geistige Getränke und gab Vorschüsse auf Haufen von Abfällen; auch hielt sie, wie man sagte, eine Bank für wöchentliche Darlehen: zwanzig Percent per Monat, zweihundertvierzig per Jahr, und zwar dies ganz offenkundig; aber im Geheimen konnte man für schmutzige Lumpen diese Taxen verdoppeln, ohne die Ruhe des Gewissens darüber zu verlieren.

Ihre Guitarre lag noch in einem Winkel. Zu Zeiten, wenn die Liebenswürdigkeit des Publicums ihr gar zu viel Beifall spendete, nahm sie das furchtbare Instrument von der Wand herab und sang Lieder von Jean Jacques Rousseau aus Genf.

In einem solchen Falle galt es entweder aus Leibeskräften applaudiren oder sich davon machen, denn Barbe Mahaleur liebte die Lauen nicht.

Es gab in Babylon Leichtgläubige, welche sich erzählten, daß sie in Paris mehr als fünfzigtausend Livres Renten in Grundbesitz ihr eigen nannte.

Barbe Mahaleur besaß als Sclavin ein kleines wildes Mädchen, deren schmales Gesichtchen von einem Paar großer schwarzer Augen erleuchtet, in einer ungeheuren Masse blonden Haares verborgen war. Man war darüber erstaunt, daß Barbe ihre Sclavin Lily noch nicht zum Krüppel gemacht hatte; nicht als ob Barbe sie gar zu sehr mißhandelt hätte, sondern weil sie dieselbe gar so viel arbeiten ließ. Bald nannte sie dieselbe meine Tochter, bald meine Nichte, bald Vacabonne.

Unter den Untergebenen der Barbe Mahaleur wußte Niemand mit Bestimmtheit anzugeben, welcher Art das Band war, das Vacabonne mit ihrer Souveränin verband.

Zur selben Zeit, das heißt um das Jahr 1847, besaß das Hôtel Corneille den prächtigsten Studenten, der das Quartier Latin, wie schon seit Jahren keiner vor ihm, blendete. Das Hôtel Corneille war zu jener Zeit im Viertel der Universität in Bezug auf Reichthum seiner Wohngemächer und des Ueberreichthums seiner Table d'hôte ohne gleichen. Man bekam

daselbst Zimmer zu fünfzig Francs für den Monat, und konnte für ein Mittagmahl drei und einen halben Franc ausgeben.

Seit jener Zeit sind diese Preise selbst von Speisehäusern minder historischen Rufes übertroffen worden.

Der Löwe des lateinischen Viertels, von dem wir sprechen, hieß Justin de Vibray. Er war unverschämt schön, nach Art der Soldaten und Frauen; jung, kräftig, geistreich, großherzig, von adeliger Abkunft und reich.

Er kam aus irgend einem Orte der Touraine. Selten sind diese glänzenden Prinzen der Jugend Kinder von Paris. Sie kommen von Blut und Fülle strotzend an; Paris schleift ihre Kanten ab, wie es das Meer bei den Strandsteinen thut; Paris macht sie blaß, beruhigt und formt sie; Paris bringt sie zu jener Rundheit und Gleichförmigkeit, die man besitzen muß, um in eines der Schubfächer des gewöhnlichen Lebens zu passen.

Ein Notar muß vor allen Dingen geschliffen werden wie ein Diament, aber nicht in Facetten.

Justin, ein wilder Geselle wenn's d'rum und d'ran ging, besaß das dreifache Talent des Bearners und noch mancher Anderen. Er genoß die Ehre, durch

Wochen und Monate der Liebling der Studenten-Damen zu sein, was ihn jedoch nicht hinderte, seine ersten Prüfungen mit Glanz zu bestehen. Dieser schöne Junge besaß in der That einen ganz tüchtigen Kern; er machte seine Studien vortrefflich und war im Stande, der Arbeit und dem Vergnügen gleichzeitig die Stirne zu bieten.

Eines Tages verschwand er zugleich aus dem Hôtel Corneille, aus den Hörsälen und sogar aus der Chaumière.

Man sprach von ihm durch den Zeitraum von drei Bällen. Beim letzten wurde erzählt, man habe ihn im Bois de Boulogne gesehen, mit einer Frau, die ein Wunder von Schönheit sei.

Das Bois ist vom Odéon weit entfernt. Die Dame war ohne Zweifel eine Herzogin, und so suchte man einen andern König des Billards und der Biergläser.

Allein Justin de Vibray wurde weder vergessen noch ersetzt, denn es ereignete sich etwas ähnliches, wie nach dem Tode Alexander des Großen. Das Kaiserreich des Prado theilte sich und die Nachfolger Justin's kämpften vergeblich gegen das Andenken an diesen

kühnen jungen Mann an, der so tapfer und dabei doch so sanft war, der die Freundschaft aller Männer und die Liebe aller Frauen besaß.

Es war aber keine Herzogin, die ihn entführt hatte.

Am Tage vor seinem Examen war Justin am frühen Morgen ausgegangen, seinen „Rogron" unter dem Arme. Er suchte Ruhe und Einsamkeit; statt daher den Eingang beim Gitterthor des Luxembourg zu überschreiten, wandte er sich gegen den Boulevard Arcueil hinter der Sternwarte und vertiefte sich in die Lectüre der fünf erklärenden Gesetzbücher.

So schritt er gerade aus vor sich hin, ohne umzublicken. Nach einer halben Stunde Weges, als er eben die Augen aufschlug, stieß er einen Schrei aus, wie Christoph Columbus beim Anblicke der Küste der Antillen. Justin hatte Babylon entdeckt.

Einen Augenblick lang stand er ganz verdutzt beim Anblicke dieser wunderbaren Residenz. Paris, der unbarmherzige Possenreißer, mischt die Komik selbst in das Elend; dieses Bivouac der Wilden von Paris präsentirte sich ganz stattlich den Blicken mit seinen phantastischen Häusern und seiner Bevölkerung, von deren Aussehen um diese frühe Morgenstunde man sich keinen

Begriff machen kann. Es fehlte nicht an Harmonie zwischen diesen Hütten, die als einige Wochen alte Ruinen, nach einem feststehenden Plane grotesken Spottes erbaut zu sein schienen, und den in den Straßen herumwandelnden Fetzen.

Man konnte daselbst ein Negligé der Lumpensammlerinnen sehen, welches den Bleistift selbst eines Daumier entzweibrechen gemacht haben würde.

Als Justin vor den architekturalen Excentricitäten des goldenen Hauses, des Palastes der Barbe Mahaleur stehen blieb, trat diese eben auf die Straße, halb nackt und die erschreckenden Reize ihres Torso nur mit einem schlotterigen, zerfetzten Tuche verhüllt. Ein Käppi bedeckte ihre widerspänstigen Haare, die grau zu werden begannen, und ihre Herkulesbeine waren von einem kleinen Abwischfetzen, der sich um ihre Hüfte schlang, keusch verhüllt.

Sie rief Lily mit der Stimme einer heisern Trompete und Justin wartete in der Hoffnung auf eine noch grellere Erscheinung.

Das Kind, welches sich auf der Schwelle zeigte, mit einem elenden, zerfransten Kleide angethan und einem armseligen Halstuche, durchsichtig wie eine Spitze,

machte das Lächeln auf den Lippen des jungen Mannes ersterben.

Und doch lächelte das Kind. Man konnte in ihm offenbar weder das Bedauern einer bessern Existenz, noch den Wunsch nach einer andern Lebensweise entdecken.

Allein das Kind war so schön, das Justin sein Herz zusammengepreßt fühlte.

Barbe Mahaleur versetzte dem Kinde einen Schlag auf die Wange, in Form einer Liebkosung, gab ihm vier Sous und sagte:

— Hole mir starken Câblé, kleine Kuh.

Das letzte Wort klang süß wie eine Zärtlichkeit.

Starker Câblé heißt die schärfste Gattung Kautabak. Die Mahaleur scheute für ihren Gaumen keine Ausgaben.

Lily eilte laufend davon. Ich weiß nicht warum Justin ihr folgte.

Sicherlich hatte er nicht die Absicht, mit diesem in Lumpen gehüllten Mädchen eine Bekanntschaft anzuknüpfen: „Kleine Kuh.“ O sicherlich nicht.

Um nach der italienischen Straße zu gelangen, mußte man einen langen gewundenen Weg passiren,

der von fensterlosen Mauern eingefaßt war, welche die Rückseite von verschiedenen Fabriksgebäuden bildeten. Zwei Personen von mittlerer Stärke würden neben einander gehend dieses Defilée nicht haben passiren können.

Auf halbem Wege befand sich Lily einem sehr schönen Lumpensammler in voller Parade, den Haken in der Hand und den Korb auf dem Rücken, gegenüber. Es war Payoux, genannt die Venustulpe, welcher die Ehre genoß, der jetzt regierende Liebling Barbe Mahaleur's zu sein. Er kam eben von seinem Geschäftsgange und brachte eine Chambertinspitze mit, zu dreißig Centime der Meter.

— Schau! rief er, indem er seinen Haken in den Korb warf, da ist ja das Lämmlein! Es ist schon lange, daß ich Dir aufpasse; endlich wollen wir einmal lachen!

Er brauchte bloß seine Arme auszustrecken, um dem Kinde den Weg zu versperren. Lily wollte zurücklaufen, aber jener erfaßte sie und drückte ihr einen festen Kuß auf die Lippen.

Hierauf stieß er einen Schrei aus und sank bewußtlos zu Boden.

Justin hatte ihn mit einem einzigen Faustschlage zu Boden geworfen.

Warum diese sinnlose Heftigkeit? Das ist eine Frage, welche selbst Rogron, der eifrige Erklärer, kaum zu erklären im Stande gewesen wäre.

Justin hatte den Andern mit Absicht niedergeschlagen und stand jetzt selbst vernichteter da, als es sein Opfer war.

Er sah blaß aus, aber seine Schläfen pochten; seine Augen waren geröthet, und er rieb sie, um besser zu sehen.

Er erwachte, seinen Rogron unter dem Arme, zwischen dem Manne, der da lag wie ein mit der Keule niedergeschmetterter Ochs, und dem jungen Mädchen, welches in Ohnmacht gefallen war, nicht mehr und nicht weniger, wie ein in weißen Mousselin gekleidetes Fräulein.

Allein die Ohnmachten der in weißen Mousselin gekleideten Damen pflegen gewöhnlich lange zu dauern, diejenige Lily's währte nur eine halbe Minute. Sie schlug ihre schönen Augen auf, sah auf den im Kothe liegenden Payoux, dann auf Justin, lächelte und sprach:

— Ich habe mich sehr gefürchtet; danke.

Sie besaß eine sanfte Stimme, deren tiefere Töne vibrirten und in's Herz drangen.

Justin empfand eine unerklärliche Angst. Seine Gedanken schwankten, als befände er sich in einem Rausche. Er hatte das unbestimmte Bewußtsein der ungeheueren Lächerlichkeit dieses Abenteuers, und doch sagte er:

— Wollen Sie mit mir kommen?

— Sehr gern, entgegnete Lily ohne zu zögern.

Diese Antwort machte auf Justin durchaus keinen unangenehmen Eindruck, und in der That besaßen auch Lily's Augen, welche sich in diesem Augenblicke in die seinigen versenkten, die Klarheit eines Engelsblickes.

Er ging voraus und sie folgte ihm mit raschem und graziösem Schritte.

Ein Fiaker fuhr vorüber, Justin ließ ihn halten und öffnete den Schlag.

— Wo fahren wir hin? fragte Lily, die sogleich auf den Wagentritt sprang.

Der Kutscher lachte in auffallender Weise.

— Ich weiß nicht, antwortete Justin, roth vor Scham.

Lily folgte dem Beispiele des Kutschers, lachte gleichfalls und sprach:

— Die Kartenaufschlägerin hat es mir voraus gesagt, daß ich davonfahren würde, und ich fahre davon. Auch hat mir Payour gar zu viel Angst gemacht.

Jetzt stieg auch Justin in den Wagen, nachdem er dem Kutscher seine Adresse angegeben hatte.

Als er neben dem Mädchen saß, empfand er eine unaussprechliche Verlegenheit, welche durch die überraschende Ruhe Lily's nur noch vermehrt, statt beruhigt wurde.

— Es ist sehr angenehm hier, sagte sie, als sich die Pferde in Bewegung setzten.

Und als hätte sie Justin's Verzweiflung auf's Höchste treiben wollen, fügte sie hinzu:

— Die Omnibusconducteure wollen mich niemals einsteigen lassen.

III.

Ein helles Auflachen.

Der tiefste aller Abgründe, die durch Stolz oder Interesse zwischen menschlichen Kreaturen gegraben wurden, ist unzweifelhaft jener, welcher in den Colonien den Weißen vom Neger trennt.

Das freie Amerika hat, obgleich es die Schwarzen emancipirte, diesen sie in Bann legenden Abgrund nur noch tiefer gegraben. In keinem Lande der Welt wird das „Ebenholz" so offenkundig mißhandelt, wie in den abolitionistischen Staaten der Union.

Nun wohl! Europa, welches doch bereits an die hyperaristokratischen Unverschämtheiten gewöhnt ist, stieß einmüthig einen Schrei des Unwillens aus, als es die Geschichte jener armen Negerin las, welche in New-

York durch die Rohheit eines halben Dutzend Philantropen aus einem Omnibus geworfen wurde.

Denn sie sprachen sich darüber aus, diese lumpigen Yankees: Sie haben wenigstens den Muth ihrer Meinung. Als sie das elende Weib, welches noch überdies schwanger war, auf das Macadam warfen und jenes im Falle sich bedeutend verletzte, stellten sie folgende echt amerikanische Unterscheidung auf: „Wir wollen, daß die Schwarzen frei seien, aber wir wollen nicht, daß sie die Luft eines öffentlichen Wagens, in welchem sich Weiße befinden, verunreinigen."

Ein liebenswürdiges Volk und vollgestopft mit Logik!

Bei uns gewährt der Omnibus, treu den Versprechungen seines Namens, aller Welt freien Eintritt, ja selbst Damen, die Hunde mit sich führen; seine Gastlichkeit kennt keine andern als die von der Polizei gezogenen Grenzen, und sicherlich sind die Conducteure derselben eher geneigt, bei gewissen Unzukömmlichkeiten ein Auge zuzudrücken, da man bereits Fälle von Erstickung in ihnen erlebt hat.

Man läßt Fischweiber in dieselben einsteigen.

Diese von Lily ohne mindeste Beschämung ausgesprochene Phrase: „Die Omnibusconducteure lassen mich

nicht einsteigen, war ein solch' entsetzliches Bekenntniß, eine so erschreckende Abdankung, daß es Justin kalt dabei überlief.

Er betrachtete dieses armselige Geschöpf, dessen Kleidung, obscöner als vollständige Nacktheit, in die Kategorie jener Dinge fiel, „welche die Reisenden incommodiren". Er hatte Lust zum Wagenfenster hinauszuspringen.

Sie lächelte, und dieses Lächeln zeigte einen Schatz von Perlen.

Mitten aus diesen Lumpen heraus verbreitete ihre Schönheit jenen Duft stolzer Scham, wie ihn die Meisterstücke der Kunst und die Meisterstücke Gottes aushauchen. Es war sonderbar, herausfordernd und fast göttlich.

— Ich kann lesen, sagte sie plötzlich in einem Anfalle kindischer Eitelkeit, und als hätte sie eine Ahnung davon gehabt, daß sie ihre Sache vertheidigen müsse. Ich kann auch singen und nähen . . . finden Sie, daß ich schlecht spreche?

— Sie sprechen gut . . . sehr gut, murmelte Justin auf's Gerathewohl.

— Ah! rief sie, es gibt Leute bei uns, die von weit herkommen — und auch von hoch. Die Frau, die mich lesen lehrte, sagte manchmal, wenn sie schöne Damen in ihren Wagen vorüberfahren sah: Da ist Bertha! oder das ist ja Marie! Das waren nämlich ihre Schülerinnen aus jener Zeit, als sie in Faubourg St. Germain ein Mädchenpensionat hielt. Sie ist seitdem Hungers gestorben, da sie Alles, was sie hatte, vertrank. Hierauf gab ich jeden Tag dem Abbé einen Sous, einem halbverrückten alten Manne, der sehr gelehrt ist und der sich täglich im Rausche weinend die Brust schlägt. ... Die Kartenaufschlägerin sagte mir, ich brauchte blos ein Hemd zu haben, einen Unterrock, ein Kleid, Stiefelchen und Handschuhe, um zu einem Theaterdirector zu gehen, der mir Rollen zum lernen geben wird, und so viel Geld als ich nur haben wollte.

— Sie sprechen gut, versetzte Justin, der in seine Träume versunken war.

— Was werden Sie mit mir thun? fragte Lily mit einem Male.

Anstatt zu antworten fragte sie Justin:

— Ist es der Kartenaufschlägerin wegen, daß Sie mir gefolgt sind?

— Gewiß, entgegnete sie, und ich werde Sie recht lieb haben, wenn Sie mein Glück machen.

Justin empfand eine Art von Erleichterung bei diesen Worten, wir wollen gerade nicht sagen, daß er verliebt war, denn das wäre zu viel und auch wieder vielleicht zu wenig. Er handelte unter der Herrschaft einer Art hellsehenden Wahnsinns, der das Bewußtsein seiner selbst hatte. Er war zufrieden, da er erkannte, daß er dieses Besessensein werde abschütteln können.

— Sie haben Lust reich zu sein? sagte er.

— Nicht für mich, entgegnete das Mädchen, sondern für meine Kleine.

— Sie sind Mutter . . . Schon! rief der erstaunte Student.

Das Mädchen brach in ein helles Lachen aus.

— Nein, nicht doch, entgegnete sie, ich habe sie noch nicht, meine Kleine, aber ich werde mich verheirathen, um sie zu haben und sie anzubeten.

Das letzte Wort wurde mit einer sonderbaren Leidenschaftlichkeit ausgesprochen, und Justin's Blick senkte sich vor den Strahlen aus Lily's großen schwarzen Augen.

Sie war wunderbar schön.

Es trat eine Stille ein, und als Justin wieder das Wort ergriff, zitterte seine Stimme.

— Lily, sagte er, ich will und kann nichts mit Ihnen thun, aber ich werde Ihnen so viel geben als nöthig ist, um wie Sie es wünschen, zu einem Theater-director gehen zu können.

Sie unterbrach ihn, indem sie die Hände in einander schlug.

— Sogleich? fragte sie ihn.

Justin nahm sein Geldtäschchen aus der Tasche, in welchem sich drei Banknoten zu hundert Francs befanden. Er hatte gerade am Tage vorher das Geld für seine Pension empfangen.

Bei einem solchen Abenteuer gab es nur eine Lösung: das Almosen.

Justin wiederholte: Sogleich! und legte die drei Hundert-Francs-Noten auf Lily's Knie.

Da unten in der Lumpensammler-Stadt ist nichts so sehr gekannt als Bankbillets. Man sieht deren zwar nicht häufig, aber man spricht in einem fort von ihnen. Es ist der Traum und die Poesie dieses Handwerks: Ein Bankbillet finden!

Der Fiaker fuhr im Trabe über den einsamen Quai, welcher sich dem Hôtel Dieu gegenüber befindet. Lily war roth wie eine Kirsche, ihr Busen wogte; die zurückgebogenen Wimpern ihrer Augenlider verbargen nicht ganz die Flamme ihres Blickes. Justin gab dem Kutscher ein Zeichen anzuhalten. Lily sprang augenblicklich auf's Pflaster und rannte davon.

Der Kutscher lachte noch immer, er war offenbar ein Beobachter.

Was unsern Studenten anbelangt, so blieb er ganz verdutzt sitzen, dann rieb er sich gelassen die Hände und schließlich fragte er sich:

— Warum habe ich doch die drei Bankbillets hergegeben?

Es war unsinnig! Paris enthält nicht zehn Millionäre, die einer ähnlichen Handlung fähig wären.

Justin seufzte tief auf, aber es waren nicht Gewissensbisse über seine Verschwendung, die ihm diese Seufzer entrissen.

Er hatte eine Vision vor Augen: Lily umgestaltet durch all' das, was man für dreihundert Francs kaufen kann.

Drei Banknoten zu hundert Francs waren nicht im Stande eine Gräfin zu bekleiden, selbst nicht ein Bürgersmädchen; allein dreihundert Francs können eine Seiltänzerin ausstatten oder ein armes Mädchen in anständige Kleider hüllen.

Dieser verdammte Fiaker hatte noch immer eine so sonderbare Miene, als er an Justin's Hausthore seinen Fahrlohn in Empfang nahm.

Der Student stieg in sein Zimmer hinauf, welches ihm jetzt traurig und öde vorkam, er empfand im Herzen jenes schmerzliche Gefühl, welches nach dem Bruche einer alten und tiefen Freundschaft zurückbleibt.

Im Ganzen war er mit Lily vielleicht eine halbe Stunde beisammen gewesen.

Er warf sich auf sein Bett, in Träume versunken und so müde, daß die ausschweifendste Orgie ihn nicht mehr ermüdet haben könnte. Er versuchte es nicht einmal sich wieder an die Arbeit zu wenden; Rogron hatte Unrecht gehabt und das Examen war vergessen.

Das lateinische Viertel, diese Insel der Jugend, besitzt viele schöne und heitere Mädchen, obgleich man auch die häßlichsten Creaturen der Welt darin findet. Justin brauchte blos unter den heitersten und

schönsten zu wählen. Er versuchte es umsonst, die lächelndsten Gesichter seiner bevorzugten Tänzerinnen sich wach zu rufen. Es war nur immer die sonderbare Schönheit der halbnackten Lily, welche vor seinen Augen schwebte.

Er sah ihr armseliges und mehr als verschossenes Kleidchen, wie es die ideale Vollkommenheit des Körpers einer antiken Nymphe mehr entschleierte als verhüllte; er sah ihre großen schwarzen Augen mit dem kühnen und treuherzigen Blicke, diese fast himmlische Stirne, die unter dem ungeordneten Reichthum eines massenhaften blonden Haares verschwand.

Sie war davon gerannt, das wilde Geschöpf, ohne sich zu bedanken, nicht mehr und nicht weniger wie ein Hund, dem man einen Knochen zugeworfen hat.

Alles war bizarr und unvernünftig in diesem Abenteuer, welches das Gefühl wie nach einem Sturze zurückließ.

Und unglaublich! aus diesem moralischen Schmerze, in welchen sich Scham und eine Art von Abscheu mischte, erwuchs eine glänzende und süße Träumerei.

Justin besaß eine Mutter, edel, gut und innig geliebt, welche aus der Entfernung seine jugendlichen Schwächen betrachtete. Sie räumte wie alle Mütter dem gefälligen Sprichworte: „Jugend muß austoben"

sein Recht ein, und fürchtete nur jene halbernsten Verhältnisse, welche auf die ganze Zukunft einen Einfluß üben können.

Bis zu diesem Augenblicke hatte Justin vielerlei Blumenketten verschlungen und gelöst, ohne jemals durch den Gedanken an seine Mutter darin gehindert worden zu sein.

Heute kam ihm dieser Gedanke. Warum heute mehr als gestern? Warum gerade bei dieser tollsten und flüchtigsten aller seiner Tollheiten.

In der That, dieses Abenteuer konnte auf den ersten Blick lächerlich erscheinen, aber wenigstens war es nicht gefährlich. Justin hatte einer Bettlerin ein Almosen hingeworfen, vielleicht etwas zu groß als vernünftig war, aber dies war auch alles; nur sein Budget konnte darunter leiden. Es war hundert gegen eins zu wetten, daß er sie niemals wieder sehen würde, denn sie hatte sich nicht einmal die Mühe genommen, ihn um seinen Namen zu befragen.

Die Stunde des Frühstückes ging vorüber und Justin blieb auf seinem Bette ausgestreckt wie ein Kranker; und in der That war er auch krank, er hatte Fieber, und so oft ein Fußtritt die Treppe hinaufstieg, klopfte sein Herz schmerzlich.

Er fragte sich nicht, ob er Lily liebe. Man darf überzeugt sein, daß wenn sein bester Freund, der zufällig in das Geheimniß eingeweiht gewesen wäre, ihn beschuldigt hätte, Lily zu lieben, dieser nicht sicher gewesen wäre, eine Ohrfeige einzuheimsen, denn Justin besaß eine flinke Hand.

Jeder Mann hat seine schlimmen Tage und niemand ist für einen Fieberanfall verantwortlich.

Um die Stunde des Mittagmahles kleidete sich Justin an und ging aus; er hatte eine männliche Anstrengung gegen sich selbst gemacht und den Schwindel abgeschüttelt, wie ein kräftiger junger Mann, der er auch war.

In dem Augenblicke, als er den Fuß auf die Straße setzte, stieß er einen heftigen Schrei aus und wäre bald nach rückwärts umgesunken.

Ein junges Mädchen, schwarz gekleidet, einfach, elegant und reizend stand vor ihm.

Sie lächelte, indem sie dabei jene schönen Perlen zeigte, welche hinter den Rosenlippen Lily's verborgen waren.

— Wie finden Sie mich so? fragte sie.

Justin fand sie in der That anbetungswürdig, aber er antwortete nicht.

Sie fügte hinzu:

— Ich habe gehört, wie Sie dem Kutscher Ihre Adresse angaben, aber ich wußte Ihren Namen nicht. Wie sollte ich also bei dem Hausbesorger nach Ihnen fragen?

— Ich erwarte Sie hier seit Mittag.

— Sechs Stunden, murmelte Justin.

— O, rief das Mädchen, ich hätte Sie auch sechs Tage und noch länger erwartet.

— Ich habe Ihnen ja noch nicht gedankt.

Es war am darauffolgenden Morgen, daß Justin von Vibray, der Prinz der studirenden Jugend, das Scepter von sich schleuderte und seinen Hof verließ.

In der Nähe von Sain Denis, ganz nahe bei Enghien, liegt ein kleines reizendes Dorf, welches seine von Blumen umgebenen Häuschen in den Fluthen der Seine spiegelt. Mir ist fast bange, es den Sonntagsparisern zu verrathen, denn bis jetzt haben diese noch keine Landhäuser daselbst erbaut. Es heißt Epinay. Das letzte Mal, daß ich es bewundert habe bei einem Ausfluge nach der Ebene von Genevilliers, bemerkte ich daselbst drei neue Wirthshäuser und zwei Dampfrauchfänge. Möge Gott das niedliche Dorf bewahren!

Im Jahre 1847 war es noch zwanzig Meilen von Asnieres entfernt.

* * *

Man nannte sie Herr und Madame Justin, oder auch die „Neuvermählten". Sie waren so schön und so gut, daß alle Welt sie liebte. Eine rücksichtsvolle Achtung umgab sie.

Ehe noch das Jahr zu Ende ging, wurde eine Taufe gefeiert. In dem mit Rosen gefüllten Garten, der bis an die Ufer des Flusses hinabstieg, konnte man von Früh bis Abends ein dickes Dienstmädchen sehen, welches vor einem kleinen Wagen gespannt, diesen über die Wiesenplätze rollte, und darin ein liebes kleines Kind.

Der Wagen hielt nur stille, wenn Lily durch das Schreien des kleinen Engels herbeigerufen, ihm die Brust zu reichen kam.

Dies dauerte noch drei Monate, dann begannen die Blätter von den Bäumen zu fallen, die Rosenbüsche verloren ihre Blüthe und Justin wurde traurig.

Eines Tages weinte Lily.

Justin wollte nach Paris zurückkehren. Es geschah dies nicht, um sich von Lily zu trennen, im Gegentheil,

Lily trug nur noch hübschere Kleider, Schmuck, Spitzen und Cashemire-Shawls. Justin machte Schulden und zwar beträchtliche.

Lily bedauerte sehr den breiten Strohhut, der sie gegen die Sonne von Epinay schützte und ihre ganze kleidsame Landtoilette, welche sie mit so geringen Kosten so schön gemacht hatte. Justin wollte, daß sie bewundert werde. Zu Paris erregte sie durch drei Monate die Aufmerksamkeit; Justin war zwanzigtausend Francs schuldig und Lily lächelte nur noch, wenn sie ihr Kind in der Wiege betrachtete.

Sie hatte niemals einen Brief von Justin erhalten, da sie immer zusammen lebten. Eines Tages übergab man ihr einen Brief, dessen Schriftzüge ihr das Herz zusammenpreßten. Der Brief kam von Justin.

Justin sagte in seinem Briefe:

„Meine Mutter ist gekommen mich abzuholen. Auf baldiges Wiedersehen! Ich kann nicht leben ohne Dich."

Zuerst hatte sie Mühe dies zu verstehen. Nachdem sie verstanden hatte, legte sie sich krank nieder, neben die Wiege.

Justin schrieb oft und versprach anfänglich bald zurückzukehren, später schrieb er seltener und endlich gar nicht mehr.

Das Kind war zwei Jahre alt, als sich Lily in ein armseliges Zimmer des Quartier Mazas zurückzog. Seit fünfzehn Monaten hatte sie von Justin nichts gehört. Seit einem Jahre lebte sie von ihrer Arbeit, indem sie von Zeit zu Zeit einen Schmuckgegenstand oder einen Theil ihrer Toilette verkaufte.

Ihre Tochter Justine, oder wie die Nachbarn sie nannten „die kleine Königin", war immer wie das Kind eines Prinzen gekleidet.

Wir finden Lily im Frühlinge des Jahres 1852 wieder. Die Armuth war herbeigekommen, Lily's Anzug trug deren Spuren, aber noch hatte erstere auf „die kleine Königin" keinen Einfluß geübt.

Um dieser „kleinen Königin" willen geschah es, daß Lily's Nachbarn, voll jener heitern und lächelnden Achtung, welche die gute Seite des Pariser Charakters ausmacht, sie „Gloriette" nannten.

In diesem Spitznamen lag eine kleine Spur von Spott und sehr viel Erbarmen, um ihrer außerordentlichen mütterlichen Liebe willen.

Die Gloriette und ihre „kleine Königin" waren an beiden Ufern der Seine populär. Man kannte sie im Thiergarten, wohin Lily ihr Töchterchen spielen

führte, wenn es eben keine Arbeit gab. Trotz der Verschiedenheit ihres Anzuges, über den sich Jedermann wundern mußte, war ein Mißverständniß nicht möglich. Obgleich die eine höchst elegant war und der Anzug der andern dem einer Kindsfrau glich, so wußte man doch, daß es Mutter und Tochter war. Und als solche liebte man sie auch.

Kehren wir jetzt zu der Baracke der Madame Canada zurück, wo wir Lily und die kleine Königin verlassen haben, um ihre Geschichte zu erzählen. Die guten Spießbürger des Quartiers Mazas kannten dieselbe fast ebenso genau als wir, mit Ausnahme des Details über die erste Jugend Lily's unter den Lumpensammlern, und des Namens Justin von Vibray.

Im Grunde genommen ist es ja immer dieselbe Geschichte.

„Die kleine Königin" kannte sich nicht vor Freude und die Vorstellung war prächtig.

Als ob Madame Canada dem Kinde dafür ihren Dank ausdrücken wollte, all' das zahlreiche Publicum herbeigeführt zu haben, strich sie aus ihrem heutigen Programm den Ringkampf mit flacher Hand, die Uebungen mit der Kanone und die Production des Mannes,

welcher dreihundert Pfund zwischen seinen gebrochenen Zähnen trägt, so wie überhaupt alles, von dem sie voraussetzen konnte, daß es „ihre kleine Vorsehung" nicht unterhalten dürfte.

Sie beschäftigte im Gegentheil alle ihre Marionetten, producirte ihr Wachsfiguren-Cabinet, und sich selbst in Jongleurkünsten mit kupfernen Kugeln, Dolchen und Salatschüsseln, denn sie besaß sehr mannigfache Talente.

Allein was das Kind bis in den dritten Himmel ergötzte, war der Tanz Fräulein Freluche's, welche auf dem gespannten Seile ein halbes Dutzend entrechats producirte, und gegen ihre Gewohnheit ihre Kunststücke zu Ende brachte, ohne ein einziges Mal herabzufallen.

Die kleine Königin applaudirte mit ihren zierlichen wohlbehandschuhten Händchen. Alle Welt in der Schaubude betrachtete und bewunderte sie; sie bildete selbst einen Theil der Vorstellung.

Man betrachtete sie auch von der Bühne herab. Die zwei runden Augen Saladin's waren mit einem sonderbareu Ausdrucke auf sie geheftet. Ich hoffe, der

Leser hat Saladin den Triangelspieler noch nicht ganz vergessen.

Dieser Saladin spielte bei Madame Canada nachgerade ein wenig den Herrn, obgleich die Dame ihn vom Herzen verabscheute. Sie fürchtete sich vor ihm. Nach ihrer Ansicht war der „Gelbschnabel“, so nannte sie ihn, zu Allem fähig, allein er besaß die Protection seines Vaters, des schönen Similor, der ihn liebte und prügelte, er besaß vor allem auch die Protection Echalot's, seines Ziehvaters. Saladin beherrschte alle andern durch seine wirklich hervorragende geistige Begabung, welche ihn über seine Umgebung stellte, so wie durch seinen sonderbaren Charakter, der bald liebenswürdig, bald befehlshaberisch war.

Er verstand es, zu schleichen wie eine Schlange und zu lächeln besser als eine Frau; wenn er in Zorn gerieth, wurde der Blick seiner runden Augen scharf, kalt und schneidend wie eine Stahlklinge. Seinen Lastern nach, war er schon ein kleiner Mann, allein er besaß noch alle Schwächen eines Kindes; er war eifersüchtig auf den Erfolg Fräulein Freluche's oder vielmehr eifersüchtig auf den Eindruck, den sie auf das Kind hervorgebracht, dem er eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Auch er wollte das kleine Mädchen entzücken.

Trotz Madame Canada, welche seine Production aus dem Programme entfernt hatte, um die kleine Königin nicht zu erschrecken (und auch um schneller zu Ende zu kommen, denn die Stunde des Mittagmahls nahte heran, und die Krautsuppe war schon gar gekocht), stürzte sich Saladin, welcher seine Jacke abgelegt und ein mit Goldflitter gesticktes Tricot angelegt hatte, auf den vordern Theil der Bühne und schwang einen Säbel.

Er war etwas mager, allein sehr wohl gebaut, und die Marmorweiße seines Gesichtes stach energisch von seinen braunen Locken ab.

Freluche fand ihn schön wie einen Gott.

Er trat auf und setzte die Spitze seines Säbels mit voller Sicherheit an seinen Schlund mit dem Selbstvertrauen eines Siegers.

Allein die „kleine Königin" stieß einen grellen Schrei aus, bedeckte sich das Gesicht und rief:

Der da ist häßlich! ich will ihn nicht sehen, Mutter führ mich weg!

Saladin hielt inne und der Blick, den er auf das Mädchen warf, war nicht der eines Kindes.

— Abgebrannt der Säbelverschlinger! rief ein Gassenjunge.

Die beiden Spießbürgerinnen, welche den Fleischergesellen protegirten, riefen in befehlendem Tone:

— Verschlucke nur Dein Krautmesser, guter Freund, und fürchte Dich nicht.

— Es ist bekannt, bemerkte ein Soldat, daß die Säbel und Gabeln zum Verschlingen, aus Kautschuk gemacht sind.

Saladin schwang sein Schwert um zu beweisen, daß es wirklich aus Eisen sei, die Blässe seiner Wangen wurde erdfahl.

— Komm' Mama, komm, bat die kleine Königin weinend, ich fürchte mich vor dem!

Die düstere Persönlichkeit, welche Echalot als einen Pair von Frankreich bezeichnet hatte, rief mit befehlender Geberde:

— Genug!

— Willst Du aufhören, Barrabas! rief ein Gassenjunge.

— Verschlingen! riefen die Bäuerinnen.

— Nicht verschlingen! rief Madame Canada aus der Tiefe der Coulisse.

— Er muß sie verschlingen!

— Er wird sie nicht verschlingen!

— Die Marseillaise!

— Und Deine Schwester!

— Orgeade! Limonade! Bier!

Mitten in diesem Tumulte, und während die erschreckte kleine Königin ihr Gesicht an den Busen ihrer Mutter verbarg, erscholl ein lautes Gelächter aus dem Saale und drang bis auf die Bühne. Zuschauer und Gaukler blickten alle nach Saladin, welcher unbeweglich und grün vor Wuth und Scham dastand.

Als Saladin seine Augenlider emporschlug, erschienen seine Augen blutunterlaufen wie die eines Raubvogels.

Zuerst blickte er auf das Publicum, dann auf die kleine Königin und entfloh, bis in die Coulisse hinein von jenem schallenden Gelächter verfolgt, welches das Schicksal dreier Personen umgestalten sollte.

IV.

Schwarzer Kaffee.

— Du willst immer an der Spitze sein, Gelbschnabel! sagte Madame Canada zu Saladin, welcher mit gerunzelten Augenbrauen und gesenktem Kopfe in die Coulisse trat.

— Das Säbelverschlingen, fügte Similor sententiös hinzu, ist ein Schaustück, welches unsern Voreltern gefiel, heute ist es außer Mode wie die Troubadours und die Guitarre.

— Du, Amadée, rief der barmherzige Echalot, weißt niemals dem Kinde etwas angenehmes zu sagen. Es ist ein Fehler, der Madame Canada, welche hier das Sinnbild der Autorität ist, nicht zu gehorchen, aber was Talent anbelangt gibt es wenige Künstler auf dem

Jahrmarkte, die von der Vorsehung und durch Erziehung besser ausgestattet wären.

Saladin betrachtete mit demselben runden Auge, das frech, stolz und verächtlich blickte, sowohl diejenigen, die ihn angriffen, als diejenigen, die ihn vertheidigten.

Er nahm seine Jacke, zündete seine Pfeife an und ging hinaus, ohne ein Wort zu antworten.

Einmal draußen, ging er um die Baracke herum, bis er eine breite Fuge zwischen den Brettern entdeckte. Er legte sein Auge an diese Fuge und betrachtete die kleine Königin. Der Regen, welcher herabzufallen begann, vertrieb ihn nicht von seinem Posten.

— Ah! rief er nach einigen Minuten, ich bin häßlich! . . . die kleine dumme Marionette! Sie fürchtet sich vor mir! Jetzt lacht sie wieder, da sie mich nicht mehr sieht! Gut!

Mittlerweile ging die Vorstellung zu Ende und in der That wurde für zwei Sous hinlänglich geleistet. Der Clarinettist Cologne war als Riese erschienen, Atlas der Bucklige tanzte die Polichinelle und Madame Canada spielte die Mutter Gigogne. Die Vorstellung schloß mit den hydraulischen Künsten, die nichts anderes als chinesische Schatten waren.

Als Lily mit der entzückten kleinen Königin fortging, fiel der Regen in Strömen herab. Der ausländische Pair von Frankreich würde vielleicht jetzt endlich seine Dienste angeboten haben, allein ein anderer kam ihm zuvor.

— Wünschen Sie einen Wagen, meine schöne Dame? fragte auf der Plattform ein junger Bursche, in einer Jacke, indem er dabei sein griechisches Käppchen artig berührte.

Lily warf einen verzweiflungsvollen Blick auf die Toilette der kleinen Königin und sagte:

— In der That, es wäre sehr liebenswürdig.

Auf eine Bewegung Lily's sprang der junge Bursche die Stufen hinab. Es war der Intrigant Saladin.

Zwei Minuten später kam er mit einem Wagen zurück.

Lily dankte ihm und stieg in den Wagen. Die kleine Königin lächelte ihm durch das Wagenfenster zu.

— Wohin befehlen Sie? fragte Saladin.

— Rue Lacuée 5, Platz Mazas.

Saladin wiederholte dem Kutscher:

— Rue Lacuée 5, Platz Mazas.

Hierauf kehrte er ganz gedankenvoll in die Baracke zurück, woselbst Madame Canada mitten auf der Bühne einen alten Thürflügel auf zwei Ständer legte.

Dies war der Speisetisch, auf welchem die Krautsuppe servirt wurde.

Alles setzte sich um den Tisch herum, das heißt die Directrice und ihr Generalstab auf Sesseln, die übrigen wie es eben ging, einige auf die Erde, andere auf eine Trommel, wieder andere auf eine Schieferplatte, die auf vier Flaschen lag.

Ein jeder erhielt einer großen Teller Suppe.

Die Suppe bildete die reglementsmäßige Mahlzeit, welche von der „Regierung" beigestellt wurde.

Nach der Suppe war die Administration zu nichts mehr verpflichtet, aber jedes Mitglied besaß die unumschränkte Freiheit, sich aus eigenen Ersparnissen eine Süßigkeit nach seinem Geschmacke beizuschaffen.

So kaute der Bucklige für zwei Sous Arlequin's, welche zu kaufen er am frühen Morgen zu Fuße in die Rue de Sèvre gegangen war, wo die Arlequin's gut und nicht theuer zu haben sind. Cologne verschlang einen halben Laib Commißbrot mit Kochschmalz bestrichen und

Fräulein Freluche aß eine große Brioche, zu der sie eine Zwiebel verzehrte.

Im Appetite der Damen herrscht immer eine gewisse Eleganz vor.

Der Generalstab, bestehend aus Madame Canada, Echalot, Similor und Saladin, welcher letztere als präsumtiver Erbe des Etablissements angesehen wurde, theilten sich in den Rückstand des Fleischtopfes, das heißt in ein kleines Stück Speck, vier Schöpsenschweife, eine Wurst und Kraut.

Similor, eine glänzende Natur aber egoistisch, hatte Wein in einem Kruge von Vichy'er Mineralwasser. Er bot Niemanden davon an; Echalot hingegen, welcher eine Flasche Apfelwein zu vier Sous besaß, schenkte davon Madame Canada und später Saladin ein, welch' Letzterer ihm nicht dankte.

Das französisch-hydraulische Theater war ein bedeutendes Etablissement. Außer der Baracke, die aus wurmstichigen Brettern bestand, welche Wind und Regen getreulich hindurchließen, besaß es auch Bänke, die nicht sonderlich mehr hielten, die Trommel, die Kesselpauke, die Clarinette, die Posaune, das chinesische Schattenspiel und andere industrielle Einrichtungsstücke, ferner

den Säbel Saladin's und das Seil Fräulein Freluch's. Nebstdem einen ungeheuern Wagen, eine Art von rollendem Haus, welches dazu bestimmt war, dies alles auf Reisen fortzubringen, und einen halbverhungerten Gaul, welcher den Wagen zog. Man nannte ihn Zapajou.

Ueberdies haben wir noch nicht von dem großen Bilde gesprochen, welches durchlöchert wie ein Suppenseiher, das berühmte Monogramm des „coeur d'acier“ trug.

Madame Canade zog dabei folgenden Schluß:

— Ich würde für das Ganze nicht hundert Thaler lösen, aber wenn ich es frisch anschaffen sollte, würde es mich mehr als tausend Francs kosten.

So haben auch Ruinen ihren melancholischen Werth.

Der Regen machte den Vorstellungen für diesen Abend ein Ende, und als das Mahl beendet war, sagte Madame Canada:

Campo! Jeder nach seiner Gewohnheit! Ihr seid frei! Kehrt nur bei Zeiten zurück, denn morgen mit dem Frühesten beginnt der Abzug.

— Wohin gehen wir? fragte Cologne.

— Wenn Dir Jemand die Würmer aus der Nase ziehen will, entgegnete stolz die Directorin, so wirst Du antworten, daß Du es nicht weißt, Dummkopf!

Die Pensionäre Madame Canada's zerstreuten sich gleich und folgten jeder seinen Gewohnheiten.

Das Laster ist in Paris sehr wohlfeil; es gibt Leute, die ärmer sind als Hiob und haben doch ihre Laster! Kann man das begreifen? Sie trinken, sie spielen und haben ihre Liebesintriguen. Wie? auch Cologne? Gewiß, und Atlas auch! Poquet, genannt Atlas, der Bucklige, der Posaunenspieler, der Euch für zwanzig Sous ein Aderlaßbecken voll seines Blutes verkaufen würde.

Poquet hält eine Dame aus!

Irgendwo, in der Tiefe des Unbekannten, gibt es rauchige Höhlen, angefüllt mit Hitze und erstickenden Dämpfen, wo Sie, meine Damen, nach zehn Secunden todt zusammenbrechen würden, wo man sich aber trotzdem besser als in Ihren Salons unterhält.

Es gibt auch da eine verhältnißmäßige Eleganz, Verfeinerungen, die Schrecken einjagen, Galanterien und Lustspiele. Man lebt, man angelt, man liebt, man verräth, gerade so wie bei Ihrer Nachbarin. Es ist auch da eine Welt, eine wirkliche Welt. Und sehen Sie nur, die Geliebte des buckligen Posaunisten widmet den großen Füßen Cologne's unterhalb des Tisches zärtliche Tritte, obgleich er blöde ist, aber dafür ein Riese.

Sie sehen also, daß es die wirkliche Welt ist.

Similor würde erröthet sein, so tief hinabzusteigen. Er spielte regelmäßig in einer kleinen Kneipe an der Barrière und machte daselbst Schulden.

Wo Saladin hinging wußte kein Mensch.

Fräulein Freluche ging wie Diogenes spazieren, aber ohne Laterne.

Heute blieben Fräulein Freluche und Saladin in der Baracke.

Saladin war ganz träumerisch und Fräulein Freluche schläfrig.

Madame Canada und ihr Echalot zogen sich als solide Personen in ihre Appartements zurück. Sie schliefen so wie Similor und Saladin im großen Wagen. Ihr Zimmer, so breit und lang wie beiläufig zwei Särge, war schließbar. Sie schloßen sich ein.

Sie sahen da drin so glücklich aus. Es waren gute Leute und sie liebten sich.

— Amandine, sagte Echalot, wir haben zu rechnen und zu plaudern; wie wäre es, wenn wir uns heute ausnahmsweise, und ohne es zur Regel werden zu lassen, einen schwarzen Kaffee vergönnen würden?

— Du dicker Feinschmecker! antwortete Madame Canada, welcher bereits der Mund wässerte, sei es denn! Meinetwegen einen schwarzen Kaffee!

Es ist eine ausschließliche Pariser Kunst, Kaffee zu bereiten. Man besitzt zu diesem Zwecke sinnreiche und hübsche Geräthschaften, wahre Kleinodien, welche das siedende Wasser im Augenblicke, wenn es den Duft des aromatischen Pulvers erfaßt, sichtbar werden lassen. Ich habe in meinem Leben manche gelehrte und manche schöne Hand sich mit der Kaffeemaschine beschäftigen gesehen.

Jetzt will ich dem Leser erzählen, wie Madame Canada ihren Kaffee bereitete.

Während Echalot Sousstücke und Silbermünzen zählte, sie dann in ein ledernes Geldbeutelchen gab und Ziffern auf ein fettes Blatt Papier schrieb, öffnete Amandine ihr Felleisen und nahm daraus ein Krautblatt, in welchem sich jene compacte Masse befand, welche die Jungen im Kaffeehause, Lebemännern mit geringen Mitteln unter der Hand zu verkaufen pflegen.

Dieser Kaffeesatz hatte nebenbei gesagt schon zweimal gedient, darum nahm auch Madame Canada mit vollen Händen daraus, als gälte es eine Gypsmasse einzurühren.

Sie gab ihn in eine kleine Kochmaschine mit einem gebrannten Zwiebel, einer Messerspitze voll Pfeffer und einer Knoblauchzehe. Unter der Maschine machte sie in einem hinkenden Rechaud Feuer an. Hierauf goß sie zwei Gläser Wasser auf dieses Ragout und rührte das Ganze mit einem hölzernen Kochlöffel um, mit dem sie soeben die Suppe abgeschäumt hatte.

Die Spartaner hätten ohne Zweifel ein solches Gebräu verschmäht, allein sobald nur die Hitze des Feuers die ersten Düfte daraus freigemacht hatte, erweiterten sich Echalot's Nasenlöcher mit Macht.

Er hörte auf, seine großen Sousstücke zu handhaben und sprach mit Rührung:

— In den öffentlichen Kaffeehäusern fehlt doch dieser Duft. Alles ist besser und weniger theuer, was man im Schooße seiner Familie genießt. Gott hat mich für die reinen Freuden und die Behaglichkeit des häuslichen Herdes, gewürzt durch eine ehrbare Wohlhabenheit, geschaffen. Ach wie viele verlorene, schöne Jahre, meine Amandine!

Wenn man sich doch früher mit all' der Sympathie im Herzen, die eines für das andere fühlt, gefunden hätte, so würde man in seiner Jugend die

Saat für eine sichere Stellung ausgestreut haben, welche man dann im reifen Alter hätte ernten können!

Madame Canada ließ in die Kochmaschine das Endchen einer Cervelat-Wurst und ein hübsches Stückchen Gruyère-Käse fallen, welche Dinge ihr zufällig in die Hand gekommen waren. Ein mächtiger Seufzer hob ihre Brust.

— Ich und der selige Canada haben das Leben genossen, murmelte sie. Alle Vergnügungen des Lebens genügten uns kaum. Gleich schön von Natur, mischten wir wechselseitig die Unbeständigkeit nach Rechts und nach Links unter unsere Freuden. Er machte Bürgerinnen und stolzen Aristokratinnen den Hof, und ich ließ mir von gradirten Militärs und Chefs der Etablissements die Cour machen, aber ohne jemals der Ehre etwas zu vergeben! Dies ist das Leben des Künstlers, der von dem Sturmwinde dahin getrieben wird und an nichts denkt, als an Mahlzeiten, Bälle, Feste und Kaffee-Concerte. Mit unsern Auslagen für Tabak allein hätte man ein Kind ernähren können. Wenn wir nun beide etwas illuminirt in die Baracke zurückkehrten, so gab es wohl mitunter ein Zänkchen und manchmal sogar Schläge, denn der selige Canada besaß zuweilen

die Schamlosigkeit, eine arme Frau, wie mich, in ihrer Hilflosigkeit zu schlagen!

Echalot betrachtete sie mit Bewunderung.

— Ich habe, sagte er, mit Similor zur Zeit unserer schwarzen Fracks die Salons des Adels besucht, wo wir auf zarte Weise unsern Schliff vervollständigt haben, habe jedoch niemals eine Gräfin gefunden, die sich mit solcher Leichtigkeit auszudrücken verstanden hätte, wie Du Amandine! Wenn dieser Canada Dich in meiner Gegenwart beleidigt hätte . . .

— Ah, rief die Directorin mit friedfertigem Lächeln, durchaus nicht nöthig, ich danke. Zu jener Zeit producirte ich mich in Kraftübungen. Canada war ein schöner Mann, aber gegen mich kam er nicht auf. . . . Wie steht's mit unserer Bilanz? — dreiundsechszig Francs und achtzig Centimes für einundzwanzig Tage, das ist mager.

Der Kaffeesatzaufguß war warm, Madame Canada goß ihn durch ein carrirtes Sacktuch, welches ihr als Kopfputz diente, wenn sie ihre tupirte Perrücke nicht auf hatte.

— Die Zeit ist nicht mehr darnach angethan, um in der Hauptstadt Gold zu verdienen. Man muß sich von Zeit zu Zeit daselbst blicken lassen, um seinen Rang

nicht zu verlieren, nur die Provinz allein ist es, welche die Künstler ernährt. Ueberdies sind Männer wie Dein Similor und Dein Saladin der Ruin eines jeden Geschäftes. . . . Hilf mir drehen, Bibi!

Echalot faßte ohne zu antworten eine Ecke des Sacktuches.

Beide drehten. Eine schäumige schwarze Flüssigkeit strömte aus dem Tuche in eine Tasse mit ausgebrochenen Rändern.

Der Leser wäre ohne Zweifel vor diesem Getränke bis an das Ende der Welt gelaufen; Echalot aber und seine Freundin beugten sich beide nach vorwärts, um nichts von dem aromatischen Dufte zu verlieren. Ihre lächelnden und begierigen Gesichter begegneten sich. Sie küßten sich, doch hatte dieser Kuß keine andere sinnliche Seite, als die des Kaffee's.

In der That, rief Echalot aus, das ist ein erquickender Duft. In der Kochmaschine blieb ein Stückchen Kraut zurück.

— Das ist der Kunstgriff, sagte Madame Canada triumphirend. Man muß immer etwas haben, was ein „Bouquet" verleiht. . . . Gib den Deckel darauf, Bibi!

Echalot beeilte sich zu gehorchen. Die Geldbörse und das Hauptbuch wurden bei Seite geschafft und

durch zwei irdene braune Schüsselchen ersetzt, so wie durch ein Fläschchen mit Branntwein und eine graue Papierdüte, in welcher sich Mehlzucker befand.

Das Branntweinfläschchen war leider fast leer. Der Inhalt der Tasse mit schartigen Rändern füllte die beiden Schüsselchen bis an den Rand.

— Der Branntwein ist ein Bischen knapp, sagte Echalot.

Madame Canada lächelte bedeutungsvoll.

— Man muß im Brunnen nachsehen, sagte sie. Es ist heute der letzte Tag, sehen wir, ob sich am Grunde der Flaschen noch etwas befindet.

Unter dem Bette lagen fünf Flaschen als Reliquien vergangener Gelage; die eine von Cassis, die andere von Parfait-amour, eine von Elixir-des-braves, eine von Crême-de-Venus und eine Bierflasche. Man goß in sämmtliche Flaschen etwas Wasser, spülte sie aus und goß den Inhalt in die Branntweinflasche, deren Niveau dadurch merklich stieg.

Philemon-Echalot und Baucis-Canada setzten sich hierauf einander gegenüber, mit zufriedenem Herzen und ruhigem Gewissen und theilten das erdige Zucker-

pulver in zwei Theile, um es hierauf in ihre Tassen zu schütten.

Der Kaffee wurde in kleinen Zügen geschlürft und als vorzüglich proclamirt. Als die Tassen zur Hälfte geleert waren, goß man von dem Branntweinspülicht dazu, welches gleichfalls wohlverdientes Lob erhielt.

Draußen stürmte das Regenwetter. Der Poet Lucretius hat es in schönen, wenn auch etwas egoistischen Versen ausgesprochen: „Wie süß ist es doch während des Sturmes und wenn das Meer sich in hohen Wogen wälzt, im sichern Hafen zu sein und die Gefahr der Unglücklichen zu sehen, welche die Fluth hin und her schaukelt.“

Ach, der Philosoph!

Philemon und Baucis hörten das Heulen des Sturmes und übersetzten nach ihrer Weise das Distichon des bürgerlichen Poeten.

— Wir sind hier wohl geschützt, sagte Madame Canada.

— Und gut gedeckt, fügte Echalot hinzu.

— Wehe den armen Teufeln, die jetzt naß werden!

Beide verliehen jetzt ihren Tassen jene drehende Bewegung, welche es möglich macht, den letzten Tropfen auszutrinken.

— Amandine, seufzte Echalot, ich habe einen Gedanken, der mir in den Kopf gekommen ist.

— Auch ich, entgegnete lebhaft Madame Canada. Seit wann der Deinige?

— Seit heute Abend.

— Auch der meinige.

Der kleine Raum, welcher dem jungen Saladin als Schlafgemach diente, stieß an den etwas größern, der von Philemon und Baucis bewohnt wurde.

Saladin war an diesem Abende aus seiner Kneipe durchgebrannt, als der Gastwirth ihm die Rechnung producirt hatte; so kam er für diese letzte Nacht gezwungen in sein Loch zurück, doch war er durchaus nicht schläfrig. Der Duft der „Gloria" drang durch die Fugen und flößte ihm gewisse eifersüchtige Gedanken ein, worauf er sich auf's Horchen verlegte, um die Zeit zu tödten.

Folgendes Gespräch belauschte er:

— Meine Idee ist, sagte Echalot, daß Saladin, als er fünf Jahre zählte, ein reizendes Kind war. Damals machte er volle Kassen.

— Und Freluche erst in diesem Alter! rief Madame Canada.

— Welch' ein Engel! fünf Francs im Durchschnitt war sie jeden Tag werth.

— Wir machen jetzt eine Tour durch die Provinz.

— In der Provinz bringen die Kinder immer viel Geld ein.

— Das heißt, wenn sie schön sind....

— Wie das kleine Mädchen heute Abend!

Es war Madame Canada, die dieses sagte. Echalot faßte sie bei beiden Händen, drückte diese und sprach:

— Du bist durch Klugheit weit über Dein Geschlecht erhaben, Amandine.

— Ich würde gern fünfzig Francs demjenigen geben, rief die Directorin, der mir einen solchen Engel brächte.

Saladin horchte hinter der Wand hoch auf.

— Bah, rief Echalot, das sind Träume, kein Mensch kann uns ein solches Kind bringen.

— Es gibt manchmal unnatürliche Mütter,... entgegnete Amandine. Laß' uns schlafen gehen, es ist schade um die Kerze.

Saladin griff mit seinen magern Händen in sein massenhaftes Haar.

Auch er hatte eine Idee.

Er setzte sich auf das Brett seines Bettes.

— Gute Nacht, Bibi, sagte Madame Canada.

— Man könnte selbst bis auf hundert Francs gehen, entgegnete Echalot. Schlafe wohl, meine Amandine.

— Hundert Francs! wiederholte Saladin, das wäre ein Geschäft. Ah, ich bin häßlich! . . . kleiner Papagei!

Er dachte nach und ein boshaftes Lächeln spielte um seine Lippen, während er hinzufügte:

— Hundert Francs gewinnen und sich rächen, das wäre nicht übel!

V.

Milch-Kaffee.

Am nächsten Morgen, als noch alles im Etablissement der Madame Canada schlief, verließ Saladin sein Lager und schlich sich aus dem Wagenhause, um sich nach der Baracke zu begeben. Während er bei Similor's Lager vorbeikam, betastete er ein wenig die Taschen dieses liebenswürdigen, aber nicht zu nüchternen Mannes.

In der Baracke lag Mademoiselle Freluche nach links, während Cologne und Poquet sich nach rechts ganz angekleidet auf einen Haufen Hobelspäne ausgestreckt hatten.

Alle drei schnarchten.

Saladin wußte zu schleichen wie eine Blindschleiche. Er näherte sich ohne Geräusch dem Posaunisten und

dem Clarinettisten und benützte die ersten Morgenstrahlen, um die Taschen ihrer Beinkleider zu untersuchen. Poquet besaß, trotz seiner Leidenschaft für Damen, die Vorsicht aller Buckligen. In der Westentasche, wo andere Leute ihre Uhr zu tragen pflegen, verbarg er drei Silberfrankstücke als Nothpfennig für unvorhergesehene Fälle.

Saladin machte ohne Gewissensscrupel ein unfreiwilliges Darlehen aus denselben.

Cologne besaß blos siebzig Centimes. Das war wenig, aber Saladin verschmähte auch diese nicht.

Hierauf kroch er über die Bühne und machte sich an Fräulein Freluche.

Die Vorsehung hat jungen Mädchen einen leisen Schlaf verliehen, um sie vor den tausend Gefahren zu bewahren, die sie bedrohen. Im Augenblicke, als Saladin mit zartem Finger die Tasche betastete, die sich in den Falten ihres Unterrockes befand, öffnete Freluche ihre großen schmachtenden Augen und sagte:

— So bist Du endlich ein Mann geworden? kleiner Schelm.

Saladin war trotz seiner gewöhnlichen Kühnheit außer Fassung.

— Besitzest Du noch immer Dein durchlöchertes Zweifrancsstück?

Die Stirne Fräulein Freluche's umdüsterte sich.

— Das geht Dich nichts an, antwortete sie. Geh' Deiner Wege oder ich schreie!

Saladin streichelte ihre beiden Hände, die groß und roth waren.

— Liebes Frelüschchen, murmelte er, indem er seiner Stimme Modulationen verlieh, die noch süßer waren, als die Clarinettöne Cologne's, was meine Verehrung für Dich anbelangt, so weißt Du, daß es daran nicht fehlt, allein ich bedarf Deines Geldstückes zu einem Geschäfte.

— Nichts da, entgegnete entschlossen die Seiltänzerin.

Hierauf fügte sie mit feierlichem Tone hinzu:

— Ich würde mein Zweifrancsstück nicht für fünfzig Sous hergeben.

Jeder Mensch bedarf einer Religion, das hat selbst Voltaire zugegeben. Freluche kümmerte sich wenig um den lieben Gott, allein sie besaß ein festes Vertrauen auf gelöcherte Münzen.

Saladin setzte sein Vertrauen auf Münzen überhaupt.

— Höre mich an, fuhr er fort, Papa Echalot würde mir einen Vorschuß auf die Gage des nächsten Monats nicht versagen, allein ich wollte Dich an dem Geschäfte theilnehmen lassen, denn es ist ein glänzendes.

Saladin besaß Ueberredungskunst. Trotz ihrer Vorsicht war Fräulein Freluche bereits schwankend.

— Was ist glänzend? fragte sie.

— Meine Berechnung, mit Deinen vierzig Sous hundert Francs zu gewinnen.

— Und wie viel bekomme ich davon?

— Zehn Francs.

— Ich verlange zwanzig.

— Topp!

Saladin verließ die Baracke mit fünf Francs und vierzehn Sous in der Tasche.

Er ging über den Place du Trône mit einer so wichtigen Miene, daß man von Ferne den Capitalisten in ihm erkennen mußte.

Schon begannen einige der Herren Jahrmarktskünstler ihre Vorbereitungen zur Abreise. Saladin ging hinter die Zelte und klopfte an die Thüre eines

Wagenhauses, welches der „diebischen Elster“ als Transportmittel diente und das am andern Ende des runden Platzes gelegen war.

Da ihm nicht geantwortet wurde, wandte er sich nach der Rue des Ormeaux, welche nach dem Boulevard Montreuil führt und trat in den Trödlerladen zum „kleinen Deutschland“.

Diese Gegend ist ohne Zweifel einer der merkwürdigsten Winkel des von armen Leuten bewohnten Paris.

Von der Barrière du Trône bis in das Centrum des Charonne-Viertels, einer Strecke von fünfhundert Schritt, begegnet man nur blonden Haaren und kurzen Röcken; alle Leibchen sind auf elsässische Manier verschnürt und man hört daselbst auch nicht französisch sprechen. Ich habe selbst Spitzbärte und abgeschabte Kaftans da gesehen, die der Judengasse in Frankfurt Ehre gemacht hätten.

Der Trödler war ein Jude, gelb und mager, seine Frau war klein, dick, blond und auch Jüdin. Im Staub und unter den Lumpen tummelten sich sechs bis acht Kinder herum.

Saladin erzählte, daß er eine alte Mutter habe, deren einzige Stütze er sei. Ein guter Sohn, aber nicht in sehr günstigen Vermögensverhältnissen, würde er gern mit geringen Kosten die Garderobe der Mutter wieder auffrischen.

Diese deutschen Juden sind sehr häufig honette Leute. Der hagere Mann und die dicke Frau waren von der kindlichen Liebe Saladin's ganz gerührt. Sie fanden Mittel, ihm für fünf Francs eine vollkommene Ausstattung zusammenzustellen, die zwar nicht viel werth war, aber doch nach etwas aussah. Es befand sich darunter namentlich eine Haube mit blauem Schleier (die alte Mutter Saladin's war von diesem als blind ausgegeben worden), welche ein wahrer Fund war. Saladin ließ sich alles in ein Päckchen binden, das er unter dem Arme forttrug.

Es war zehn Uhr, als er seinen Kauf beendet hatte. Bei den Sybariten der „diebischen Elster“ war es mittlerweile Tag geworden. Saladin trat in den Wagen und fragte nach Herrn Languedoc, dem Darsteller erster Rollen, Ophikleidisten, Regisseur und Maler.

Diese letztere Kunst fand hier eine doppelte Anwendung: zum Ausbessern der Decorationen und dann um den Künstlern „Köpfe zu machen“.

Mit Hilfe dieser vereinigten Talente verdiente Herr Languedoc so viel, um täglich magerer werden zu können, und seit zehn Jahren hatte er es nicht dahin bringen können, die Löcher seines Oberrockes flicken zu lassen. Er war heiter wie ein Finke und generöser als Guzman.

— Es geht ja im französisch-hydraulischen Theater! rief er, als er Saladin erblickte. Madame Canada hat Glück; gestern habt Ihr mehr als sechs Francs eingenommen und wir nur achtundzwanzig Sous. Donnerwetter! Ich zahle ein Frühstück, wenn Du die Capitalien dazu vorschießest, junger Mann.

Saladin warf seinen Pack auf den Tisch und sprach:

— Diese Kleider haben mich dreißig baare Francs gekostet. Ich brauche sie nur für heute, wo sie mir behilflich sein sollen in das Haus meiner Geliebten einzudringen, trotz der Eifersucht ihres Mannes, der mich erdolchen würde, wenn er mein Geschlecht erriethe. Morgen ist der Spaß ausgespielt, ich hänge dann die Lappen an den Nagel und wir gehen zusammen frühstücken. Male mir einen Kopf, der zu diesem Anzuge paßt.

Languedoc betrachtete ihn mit Bewunderung.

— Es gibt keine Kinder mehr! rief er, das ist schon Thunichtgut, ehe es noch ausgewachsen ist! Ist sie reich, Deine Gewisse?

— Mehr als das, erwiderte Saladin, sie ist im Ueberflusse erzogen, die feinste Wäsche, Lackstifletten, den Fiaker nach der Stunde und Schnupftabak mit Rosenöl.

— Also, seufzte Languedoc, wird sie Dir heute wohl ein Festmahl bereiten, Du kleiner Lump!

Während er sprach, hatte er eine viereckige platte Büchse ergriffen, deren Inneres in kleine Fächer abgetheilt war. Saladin setzte sich auf das Bett und die Operation begann sogleich.

Der verlangte Kopf war der einer wackern Frau von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren.

Zuerst wurde Saladin nach Wunsch frisirt. Eine Messerspitze voll Puder machte seine Haare grau erscheinen, dann kam der Pinsel an's Werk, dann der Kork, dann der Daumen, dann die Puderquaste. Dieser Languedoc gehörte nicht der Schule Maissonnier's an, er liebte es in großen Zügen zu malen.

— Wenn es für den Abend gälte und für Beleuchtung, sagte er, indem er sich in gewisser Entfer=

nung hielt, um den Effect beurtheilen zu können, könnte man selbst zu Farben schreiten, aber für das Tageslicht darf man keine Dummheiten machen, da heißt es mit den Farben sparen; schau einmal, ob es Dir so recht ist, Kleiner.

Er gab Saladin einen Spiegelscherben in die Hand.

— So ist's recht, rief dieser. Ich erkenne meine zärtliche Mutter. Hilf mir mich ankleiden; der Mann meiner Geliebten wird mich hoffentlich nicht erkennen.

Zehn Minuten später ging Madame Saladin, die Mutter, mit ruhigen und gesetzten Schritten den Bouler und Mazas hinab. Similor und Echalot hätten ihr auf der Straße begegnen können, ohne in ihr ihren schuldbeladenen Sohn zu erkennen, der sich eben sagte:

— Für zwei Sous werde ich mir Brot zum Frühstück kaufen und dann bleiben mir noch sechzig Centimes auf eine Gerstenzuckerstange für die Kleine. Ah! sie findet mich häßlich! wir wollen sehen, die Sache ist im Zuge.

Es war ein Haus von kleinlichem Ansehen, etwa dreißig Meter von der Straßenecke entfernt, die durch die Rue Lacuée und den Mazasplatz gebildet wird. Dieser ganze Stadttheil war dazumal im Umbau be-

griffen und die von einer Plankeneinfassung umgebene Straße selbst erwartete einen Neubau.

Im dritten Stockwerke des Hauses befand sich ein kleines Zimmer, das durch zwei Fenster erleuchtet war, wovon das eine nach Osten, das andere nach Süden ging. Da gar kein Hinderniß die Aussicht hemmte, so konnte man aus dem zweiten den Thiergarten und das alte Paris übersehen, und aus dem dritten Bercy, Ivry und die ganze an den Ufern der Seine gelegene Landschaft.

Alles in diesem Zimmerchen, in welchem die Armuth einen gewissen Anstrich von Eleganz hatte, war hell, sauber und nett. Die kleine Königin schlief in einer Korbwiege, von schneeweißen Vorhängen umgeben, wie solche auch das Bett der Mutter verbargen; eines jener alten Eisenmöbel, welche allem Anscheine nach den höchsten Grad der Wohlfeilheit erreicht haben.

Ein Kleiderkasten, ein Nähtisch und einige Sessel vervollständigten die Einrichtung. All' dies lachte vom hellen Sonnenschein umgossen. Es gab im Zimmer nur ein trauriges Möbelstück aus Rosenholz, welches in seiner Vereinsamung von einem vergangenen Luxus erzählte und von seiner Umgebung gewaltig abstach.

Gloriette war schon seit langer Zeit aus dem Bette. Man konnte dies aus der Ordnung, die überall herrschte, leicht erkennen. Sie hatte schon Hemdchen, Halskragen und Strümpfchen, welche der kleinen Königin gehörten, gewaschen; deren Schuhe standen bereits geputzt da, so wie die ganze übrige wohlgebürstete Toilette.

Warum sagten wir doch, daß das Rosenholzmöbel traurig aussah? Es sah im Gegentheil sehr heiter aus und Lily bedauerte sicherlich gar nichts, wenn sie dasselbe anblickte. Es war der Kasten der kleinen Königin und enthielt alle Gegenstände zum Gebrauche dieses angebeteten Kindes, welches die Seele dieser Wohnung war.

Ach, wer vermöchte es zu schildern, wie man es liebte, wie man stolz darauf war und glücklich, und wie leicht man sich in goldene Träume über seine Zukunft verlor!

Wohl gab es in der Vergangenheit eine Trauer, eine große Liebe, die gebrochen wurde, einen Schmerz, den nichts verwischen konnte.

Aber selbst das Herz der reich begabtesten Frau besitzt einen gewissen Schlag, der vor allen andern vor=

herrscht. Jedes Frauenherz besitzt eine Saite, welche am leidenschaftlichsten zu vibriren im Stande ist und einen ganz besondern Aufschwung verleiht: einen Beruf in der Leidenschaft.

Die Eine wird vor Allem Mutter sein, die Andere ist vor Allem Geliebte.

Gloriette war Mutter bis zur Anbetung, bis zum Wahnsinn.

Sie hatte Justin geliebt, sie hatte Justin als ihren ersten und einzigen Freund beweint, aber diese Wiege bildete ihr Glück, ihre Abgötterei.

Ich habe Frauen gesehen, welche düster und untröstlich waren, wenn sie das Kind betrachteten, dessen Vater sie verlassen hatte; ich habe auch deren gesehen, welche den Verlust des Vaters mit solcher Leidenschaft bedauerten, daß sie sein Kind nur mit Abscheu betrachteten.

Gloriette hatte seit dem ersten Tage ihrer Wittwenschaft mitten unter ihren Thränen gelächelt, wenn sie in frommer Hingebung über den Schlaf der kleinen Königin wachte.

Sie hatte sich vielleicht, nachdem Justin sie verlassen, gesagt, die kleine Königin wird von nun an mir

allein gehören! So viel eifersüchtige Freude kann in dem Wahnsinne mütterlicher Liebe liegen.

Sie wird außer mir Niemanden auf der Welt haben; ich werde ihr mein Leben weihen und sie wird es mir mit ihrer ganzen Liebe vergelten.

Sie liebte Justin noch, hauptsächlich deshalb, weil er der Vater der kleinen Königin war; sie bedauerte seine Abwesenheit, weil er das Kind vom Morgen bis zum Abend bewundert hätte. Aber ihr Herz empfand keinerlei Leere, und wenn sie mit Gott sprach, so geschah es nur in Dankeshymnen. Sie dankte der Güte Gottes, die ihr Kind, das in der armseligen Wiege so schön aussah, lächeln machte; sie kniete nieder und wußte selbst nicht mehr, ob sie Gott anbete oder das zarte, schlafende, ruhige, rosige Geschöpf, dessen halbgeöffnete Lippen, um für den süßen Athemzug Raum zu schaffen, den Kuß herbeizurufen schienen, indem sie murmelten: geliebte Mutter!

Sie fühlte sich glücklich; es gab kein menschliches Geschöpf auf dieser Welt, dessen Loos sie beneidet hätte; denn die Armuth erträgt sich leicht, wenn eine große Freude oder ein erhabener Stolz die Seele aufrecht erhält, und Gloriette besaß, um ihrer jungen Seele

einen Schwung zu verleihen, die größte Freude und den höchsten Stolz.

Gloriette hatte der jungen Königin ein kurzes, aber schönes Gebet gelehrt: sie sollte die heilige Jungfrau, die gleichfalls Mutter ist, um die Rückkehr ihres Vaters anflehen. Sie hatte die sichere Ueberzeugung, daß Justin eines Tages zurückkehren würde, vielleicht nicht um ihretwillen, sondern um der kleinen Königin willen.

Sie besaß ein sicheres untrügliches Mittel!

Noch einige Wochen ungetheilter Liebe und dann, wenn das heranwachsende Kind Bedürfnisse haben wird, denen ihre angestrengteste Arbeit nicht mehr würde genügen können, gedachte sie sich zu einem jener Photographen zu begeben, denen es so vorzüglich gelingt, im Arm ihrer Mutter liegende, reizende Kinder wieder zu geben.

Wenn man wüßte, wie oft sie stehen blieb, um in den Auslagskästen Nadars und Carjat's all' die kleinen Kinder anzusehen, die schön wie die Engel lächelten, aber doch minder schön wie die kleine Königin! Sie gedachte mit der kleinen Königin zu Carjat oder Nadar zu gehen, ihre Kleine als Jesuskind angezogen, und stellte sich vor, wie sie dann das Netz lösen wolle, wel-

ches die reichen blonden Haare gefangen hielt, in das sie täglich ihre heißesten Küße hauchte. Dann sollte der wunderbare Sonnenstrahl auf die Platte jenes süße und reizende Lächeln fixiren, eingerahmt von den goldenen Locken jenes Haares, welches das Gesicht wie mit einem Glorienschein umgab.

Und was sollte wohl Justin, und befände er sich am entgegengesetzten Ende der Welt, wenn er den Brief erbrach und das Bild erblickte, anders thun, als zurückkehren, so schnell als möglich zurückkehren, um auf der andern Seite der Wiege ihr gegenüber niederzuknien?

Ihr lächelt vielleicht, aber Lily wußte es besser als Ihr, wie dieser schöne Justin de Vibray beschaffen war, dieser König der Studenten, dieser edle Geist mit einem schwachen Willen. Ohne Zweifel hielt man ihn gefangen und Lily fluchte dem Kerkermeister jenes Gefängnisses nicht, denn dieser war ja auch eine Mutter.

Uebrigens war Lily, jene schöne kleine Dame, die wir gestern in ihrer Rolle als Mutter so bescheiden und vernünftig gesehen haben, gleichfalls noch ein Kind. Selbst heute am hellen Morgen, wo das Alter der Frauen klar in die Augen fällt, würde man ihr kaum achtzehn oder neunzehn Jahre gegeben haben.

Sie befand sich in ihrem Wirthschaftsanzuge aus leichtem Leinenstoffe und einem Jäckchen aus Perkal. Ihr Haar, reicher und feiner noch als das des Kindes, zerstreute sich eigenwillig und bildete eine Frisur, die selbst um den Preis eines Thrones nicht käuflich ist.

Wohl waren ihre Wangen etwas blaß, aber sie sah darum nur um so schöner aus, denn diese zarte Blässe stand ihr vorzüglich zu diesem Haare und zu den glänzenden Funken, die aus ihren großen schwarzen Augen sprühten.

Lily war jetzt schöner als ehedem; schöner selbst als die kleine Königin hübsch war. Ein Maler, der seine Kunst versteht, würde vorhergesagt haben, daß sie einst noch schöner werden würde.

Ich weiß wirklich nicht, wie ich es ausdrücken soll. Es war nicht ihre seltene Schönheit, welche Herz und Blick gefangen nahm, sondern die Lieblichkeit der jungen Mutter, wenn sie sich bei ihrer häuslichen Arbeit befand. Bei ihr trug die Mutter den Sieg über alles andere davon. Die liebliche Anmuth ihrer Taille, so wie der Schönheitsglanz ihrer Züge waren gewissermaßen nur Nebenreize zu der rührenden Einfachheit, welche sie bei ihrer Arbeit umgab.

Sie kam und ging, leicht wie ein Vogel und eben so heiter, bald einen lieblichen Gesang beginnend und bald ihn in mütterlicher Zerstreutheit unterbrechend.

Bald war es ein kleines, von der Seife noch steifes Hemdchen, welches an dem Stricke, auf dem es zum Trocknen hing, umgekehrt werden mußte; jetzt war das Mäntelchen zu bürsten oder die kokette Feder des Hütchens zu richten; dann ging es an die glänzenden Stiefelchen, nett wie ein Spielzeug — dann wieder ein Blick auf die Wiege, und nach jedem Blicke, wie Ihr denken könnt, der unwiderstehliche Drang nach einem Kusse, und dann — ach, was weiß ich?

Die Sonne schien so heiter in's Gemach! man stützte sich für einen Augenblick an's Fenstergesimse. . . . „Pst! Milchfrau! das Frühstück für die kleine Königin!“ Träge Person!

Die Milchfrau, das muß man wissen, stieg jeden Tag die drei Stockwerke um vier Sous willen oder vielmehr um Lily's und der Kleinen wegen, hinauf.

Unten hatte die Milchfrau eine rauhe Stimme und gab Gott weiß was in das Blechgefäß hinein, allein oben war ihre Stimme wie ausgewechselt, und sie brachte unverfälschten Rahm hinauf.

Gab es denn auch etwas, was süß und gut genug gewesen wäre für diese beiden liebenswürdigen Geschöpfe! Das ganze Stadtviertel dachte wie die Milchfrau, man liebte und achtete sie.

— Madame Hureau, sagte Gloriette, als die Bäuerin eintrat, Sie betrügen uns, das bemerke ich recht gut, Sie geben uns ein viel zu gutes Maß.

Madame Hureau stand bereits vor der Wiege und betrachtete die kleine Königin.

Sie ließ das Eck ihrer Schürze los und das Kind erwachte, bedeckt von noch ganz frischen und feuchten Fliederblüthen, jenem kräftigen Landflieder, der, von saftigen Blättern bedeckt, das Auge so sehr erfreut.

Der Flieder, der in Paris wächst, ist kahl.

Das Erwachen des Kindes war ein Schrei des Entzückens.

So viele Blüthen, so viele Blätter! und das ganze Zimmer von Duft erfüllt!

Die Bäuerin eilte davon, vertraut lächelnd und eine Thräne im Auge.

Auf dem in der Nähe der Thüre befindlichen Kohlenbecken stand eine silberne Kochmaschine. Ich sagte von Silber, was nur eine Schmeichelei ist. Die Milch

kochte, während Mutter und Kind mit dem Flieder spielten. Man küßte sich mitten durch die feuchten Blätter hindurch, welche ihre Perlentropfen auf dieser Engelsstirne zurückließen.

— Mama, die Milch steigt!

Und der große Strauß, der schon fast vollendet war, wurde weggeworfen, um die Milch zu retten.

Ist es möglich, daß zwei Dinge sich so vollständig unähnlich sind? Wir haben die ehrliche Canada in einem Topfe das schreckliche Kochhandwerk treiben gesehen, das sie „Kaffeekochen" nannte. Hier wurde der Inhalt eines kleinen weißen Papierdütchens in ein gläsernes Spielzeug geschüttet, unter welchem eine Weingeistflamme angezündet wurde.

Das Aroma entwickelte sich rein und durchdringend aus dem Inhalt des kleinen Dütchens. Der gezuckerte Rahm nahm eine fast ebenso zarte Färbung an, wie die auf der Wiege zerstreuten Fliederblüthen, und die kleine Königin frühstückte mit großem Appetit von dieser Mischung, welche Echalot der Sibarit ohne Zweifel verschmäht haben würde.

Es fehlte die Zwiebel und der Nachgeschmack des Kohls.

Wir sind auf dieses würdige Paar vom Jahrmarkte zurückgekommen, der kleinen Königin willen, die so außerordentlich lieblich dabei aussah, wenn sie ihr geröstetes Brötchen knusperte.

War es ja bei Gelegenheit, als Madame Canada und Echalot ihren schwarzen Kaffee tranken, daß sie den Wunsch aussprachen, für ihren Rundzug durch die Provinzen ein so schönes Kind zu besitzen.

Und in der That! Man denke nur, welche Einnahmen ein Engel, wie diese kleine Königin, zu Wege bringen konnte, wenn sie nur halb so gut, wie Fräulein Freluche, auf dem Seil zu tanzen verstünde?

Hundert Francs! die Direction des französisch-hydraulischen Theaters würde hundert Francs darum gegeben haben, um diesen Traum zu verwirklichen. Das ist viel Geld. Im Verhältnisse bezahlt die italienische Oper Adelina Patti nicht theurer.

Aber um Himmelswillen! Denket Euch auch die kleine Königin, jenes zarte Geschöpf, das stets nur auf parfümirter Watte geschlafen, mitten unter diesen Leuten erwachen? Sehet Ihr sie mitten in diesem Elende, das durch das Laster noch schwärzer wird? Zwischen Cologne dem Riesen und Atlas dem Buckligen?

Sie müssen geprügelt werden, Ihr wisset es wohl, die armen Kinder, die man das Seiltanzen lehrt.

O gewiß, derlei Gedanken kommen liebenden Müttern nicht. Es wäre auch Wahnsinn, derlei schreckliche Gedanken zu hegen.

Es geschieht zuweilen, daß, wenn man mit Leidenschaft liebt, die Seele mit einem Male von einem namenlosen Schreck erfaßt wird, und die Augen Gloriette's wurden sehr häufig feucht, wenn sie ihren Schatz betrachtete. Sie fürchtete das Elend, vielleicht eine Krankheit, kurz Alles, was Mütter zu schrecken im Stande ist, aber das Uebermaß aller Schande, den unwahrscheinlichsten Unglücksfall, ihre Tochter geraubt, ihre Tochter geschlagen, blaß, durch Thränen entstellt und auf dem Seile tanzend, wie die Kinder an der Austerlitzbrücke, o gewiß! daran hätte Gloriette niemals gedacht.

Es existirt ein Bild von Sir Thomas Lawrence, Maler seiner Majestät Georg III., welches die ehrenwerthe Lady Hamilton von Hamilton Place darstellt, wie sie Kuchen in eine Tasse Chocolade taucht.

Die ehrenwerthe Lady mochte vielleicht damals drei Jahre alt sein. Ihr kleines stolzes Gesichtchen von

durchsichtigem Weiß und Roth ist von mehr Haaren umschattet, als nothwendig wäre, den erhabenen Kopf eines Ludwig XIV. zu zieren. Sie ist sehr hübsch, diese Puppenherzogin, wie alles, was Lawrence geschaffen, dessen Pinsel ein ganzes Paradies mit britannischen Engeln hätte füllen können; aber sie lacht nicht oder vielmehr sie lacht auf englische Art und Weise.

Die kleine Königin lachte, wie man in Paris lacht. Wenn Thomas Lawrence sie gesehen hätte, so würde er seine Pinsel zerbrochen haben, besonders heute, wo die heitere Sonne der letzten Apriltage durchsichtige Reflexe auf ihre Wangen malte.

Als sie gefrühstückt hatte, nahm sie die Mutter auf die Knie, die Mutter, die aus lauter Zärtlichkeit fromm geworden war. Die kleine Königin faltete ihre kleinen Händchen und sprach ohne zu stocken oder sich zu irren jenes schöne Gebet, von dem ich bereits gesprochen habe, und welches zwei Zeilen lang war, nicht mehr und nicht weniger!

— Lieber Gott, ich weihe Dir mein Herz. Heilige Jungfrau, Mutter Gottes, ich liebe Dich sehr und führe mir meinen lieben Papa zurück!

Unten in der Einfahrt betrieb die Milchfrau Madame Hureau ihr Geschäft und erzählte den Nachbarinnen, wie der kleine Engel erwachte.

— Sie sind zu schön, sagte sie, das Kind und die Mutter, man bekömmt ordentlich Angst.

Dreißig Schritte von da entfernt, mitten unter den Ruinen eines abgebrochenen Hauses, setzte sich eine ärmlich gekleidete Frau in einer Haube mit blauem Schleier auf ein Stück Bauholz. Die Milchfrau zeigte sie den Nachbarinnen und sprach:

— Seit heute Früh streicht dieses Weib schon zweimal hier herum, sie betrachtet das Haus. Ein kurioses Aussehen, nicht wahr? Sie scheint aus der Salpetrière entlaufen zu sein. Ich wette darauf, daß sie nicht für jedesmaliges Niesen fünfzehnhundert Francs Renten erhält.

Und doch hatte der, als altes Weib verkleidete Saladin sich alle mögliche Mühe gegeben, unter seiner Maske ehrbar auszusehen. Er betrachtete in der That das Haus und hatte bereits die kleine Dame von gestern am Fenster des dritten Stockes entdeckt.

Er wartete. Das Abenteuer war im Gange.

VI.

Die Kirsche.

Nach dem Gebete ging es an die Toilette. Die kleine Königin hätte es wohl vorgezogen, mit den schönen Fliederzweigen zu spielen, aber schon lagen sämmtliche Bestandtheile ihres zierlichen Anzuges auf der Bettdecke ausgebreitet.

— Mama, warum willst Du mich heute so zeitlich ankleiden?

Sie sprach bereits wie eine Große und Gloriette erklärte ihr Alles.

— Weil Du, mein Herzchen, heute für den ganzen Tag nach dem zoologischen Garten gehst.

— Mit Dir, welch' ein Glück!

— Nein, mit Madame Noblet, welche die Kinder führt.

Hier folgte eine Grimasse. Lily lächelte; die Mütter lieben es, wenn man sie vermißt.

Lily steckte jetzt die Füßchen des Kindes in ein großes Waschbecken und die Waschungen mit kaltem Wasser begannen.

— Und Du, fragte die kleine Königin, bleibst Du zu Hause?

— Ich werde Arbeit zurücktragen, dann bekommen wir Geld, und ich führe Dich aus, wie Du recht gut weißt, um Dein Bild machen zu lassen und es dann dem lieben Papa zu schicken.

Man war schon einmal beim Photographen gewesen, allein die kleine Königin, noch zu kindisch, hatte sich nicht ruhig verhalten, und als ein Musterbild abgeliefert wurde, hielt Gloriette nichts als eine große Wolke in der Hand. Trotzdem hatte man dasselbe nicht weggeworfen, denn ich weiß nicht wie es kam, die große Wolke lächelte.

Die kleine Königin fragte jetzt:

— Wird meine Kirsche auf dem Bilde sichtbar sein?

Sie wurde, ganz naß wie sie war, von der Mutter geküßt, und diese antwortete:

— Ich möchte wohl, aber ich wage es nicht.

— Du sagtest ja, daß der Papa immer lachte, wenn er meine Kirsche sah.

Lily drückte ihr Sacktuch auf die Augen, um den vom Kusse zurückgebliebenen Wassertropfen oder vielleicht auch um eine Thräne abzutrocknen. Es gibt Worte, welche ein vergangenes Glück im Augenblicke vorzuzaubern im Stande sind.

Wir sind mit Gloriette und der kleinen Königin bis über die Ohren in Kindereien hineingerathen. Eine mehr oder eine weniger, wird uns der Leser wohl verzeihen.

Die kleine Königin hatte eine Kirsche an sich, aber eine sehr wohlgeformte Kirsche, roth, glänzend, mit etwas goldgelb in der Mitte, als ob sie noch im Sonnenstrahle am Baume hinge.

Diese Frucht war das sonderbare und geheimnißvolle Werk der Natur, wie sie zu Zeiten mit Jenen spielt, die Mütter werden. Diese haben manchmal einen unwiderstehlichen. oft gar nicht zu erfüllenden Wunsch, und das Kind kömmt zur Welt, mit der

Zeugenschaft jener Laune, die nicht befriedigt wurde. Daher kömmt es, daß die Nachkommenschaft einer Madame Canada bei ihrer Geburt einen Kaffeetropfen unter dem Auge oder ein über das Gesicht ausgegossenes Glas rothen Weines mit zur Welt bringen kann, und das ist abscheulich.

Reizend aber ist es, wenn an Stelle roher Begierden des Elends, die junge Frau das gewünscht hat, was die Glücklichen träumen, wie Blumen zum Beispiel.

Dumas Sohn, der das schöne Buch die „Cameliendame" geschrieben hat, würde in einer gewissen eleganten Wohnung des Feaubourg St. Germain den Titel zu einem ebenso liebenswürdigen aber keuschern Buche gefunden haben.

Die „Rosendame" ist niemals so wie andere Marquisinnen frisirt; sie läßt ihr schwarzes Haar in reichen Locken auf ihre Schultern fallen. Sicherlich war es nie jemand andern als ihrem Gatten oder dem Windhauche gestattet, diesen reichen Schleier zu lüften und die zwei blassen Rosen zu entdecken, die als göttliche Pastellmalerei durch eine Begierde ihrer Mutter auf ihren weißen Nacken gehaucht wurden.

Ich habe das rechte Worte genannt, es sind „Begierden“ und Lily, die Halbwilde, war ganz einfach nach Kirschen gierig gewesen.

Zur Zeit als Justin, der schöne Student, noch in Lily und sein Töchterchen närrisch verliebt war, pflegte er ganze Stunden lang an der Wiege zu sitzen, und es gab immer ein Entzücken, so oft man die Kirsche entdeckte.

Allein die Kirsche konnte auf dem Porträt nicht sichtbar gemacht werden, denn der Zufall hatte dieselbe an einen verhüllten Ort gestellt, zwischen die rechte Schulter nämlich und der Brust, ganz nahe der Achselhöhle.

Bevor Lily dem Kinde ein schneeweißes Hemdchen umgeworfen hatte, küßte sie die Kirsche und seufzte schwer dabei.

— Du sagst immer, daß Papa uns liebt, begann Justine, wozu braucht er ein Bild, um zu uns zu kommen?

— Er kann nicht thun, was er will, antwortete Lily. Reiche Deine Füßchen her.

Jetzt kam das festonirte Höschen daran, welches auf die weißen, blaugestreiften Strümpfe fiel, dann kamen die Stiefelchen, eine wahre Herrlichkeit!

— Papa ist also unglücklich? fragte das Kind.

— Gewiß, da er nicht bei Dir sein kann. . . . Jetzt das Leibchen!

Lily selbst hatte das Leibchen gemacht und es so berechnet, daß es den zarten Körper nicht geniren konnte; Lily hatte auch das Halstuch und das Krägelchen gestickt.

— Du mußt ihn lieben, recht lieben, den armen Papa.

— Aber nicht so sehr wie Dich, Mama?

— Gewiß, so sehr wie mich . . . Stecke die Arme durch.

Dabei dachte die arme Gloriette:

— Wenn er sie nur sehen könnte, mein Gott!

Und es war wahr, ein einziger Blick auf dieses wunderbare Kind hätte genügt, um den gleichgiltigsten Vater zurückzurufen.

Und Justin hatte sonst ein so weiches Gemüth.

Jetzt wurde das Kleidchen angezogen; ein einfacher Stoff, aber mit Geschmack gewählt, der sich über dem bauschigen Unterrocke gar nicht übel ausnahm. Hierauf kam der kleine Mantel, ausgeschnitten wie ein spanischer Kragen, und schließlich das Hütchen, unter welchem die Haarlocken hervorquollen.

Einen Augenblick lang blieb Gloriette voll Entzücken stehen; sie hatte die kleine Königin noch niemals so schön gesehen.

Selbst die kleine Königin hatte, obgleich es im Zimmer keinen Spiegel gab, das Bewußtsein ihres Putzes. Sie hielt sich gerade und man konnte sogar eine kleine Neigung sich steif zu halten an ihr bemerken.

Allein der Flieder der Milchfrau lag noch auf der Wiege zerstreut umher. Nachdem die kleine Königin eine halbe Minute lang gezögert hatte, ward sie schließlich besiegt, und sich ihrer Lust überlassend, kugelte sie sich zwischen den Blüthen.

In diesem Augenblicke ertönte ein Geräusch von der Straße herauf, ein wehmüthiger Glockenton.

— Mutter Noblet, rief Lily, wir haben uns also verspätet.

In frühern Tagen hatte sie eine Taschenuhr und selbst eine Pendeluhr besessen; aber was war seit dem alles vorgefallen!

Lily eilte an's Fenster, von wo aus sie auf dem Platze Mazas eine Frau mit einem großen tabakbraunen Strohhute erblickte, die eine ganze Heerde kleiner, verschiedenartig gekleideter Kinder mit sich führte.

Dies war Madame Noblet, genannt die „Spazierenführerin" oder auch die „Schäferin".

Beim Gehen schwang sie eine Glocke, gleich jenen, welche Leithämmel am Halse tragen, und die Mütter kamen auf dieses bekannte Signal aus den Häusern heraus, um ihr ihre Kinder zu übergeben.

— Warten Sie ein wenig, Mutter Noblet! rief Lily zum Fenster hinab, wir kommen augenblicklich.

Die Schäferin erhob ihren großen Strohhut, um besser in die Höhe sehen zu können und nickte zärtlich mit dem Kopfe.

— Ganz nach Belieben, antwortete sie; die Kleinen werden sich ein Wenig hier unten unterhalten.

Die Heerde stürzte sich allsogleich auf einen offenen Holzplatz, wo Baumaterialien aufgehäuft waren und noch einige staubige Bäume standen, welche die Axt erwarteten.

Man schwatzte, man lachte und sagte: die kleine Königin geht mit uns!

Die Schäferin folgte mit ernstem Schritte, ihren Wollstrumpf strickend.

Saladin betrachtete hinter seinem blauen Schleier, welcher an seiner klösterlichen Haube befestigt war, alle

diese Vorgänge. Die Dinge gestalteten sich sogar noch besser als er zu hoffen gewagt hatte. Die Schäferin sah unter ihrem großen Augenschirme wie eine Mumie aus, die Heerde war zahlreich, und es galt nur ein wenig Geschicklichkeit.

— Hab' ich doch schon viel längere Säbel verschluckt, sagte sich Saladin; wenn man nur einen Markt für seine Waare hätte, dann wollte ich mich verbindlich machen, die Hälfte dieser kleinen Welt in meine Taschen zu bekommen.

Ich rathe dem Leser, kein Wort von dem zu verlieren, was Saladin spricht, der mit der Zeit eine bedeutende Persönlichkeit werden soll. Schon besaß er unter seiner schwächlichen Hülle einen großen Unternehmungsgeist, der eine schöne Gabe Gottes ist.

In der Provinz hatte er bereits mit Erfolg auf amerikanische Weise gestohlen. Daß er die amerikanische Stehlweise wählte, weist schon auf einen kühnen und praktischen Geist hin. Nicht alle Welt kann auf dem Boulevard eine Wechslerbude besitzen.

Es lag sogar in dem früh entwickelten Talente unseres Saladin als Säbelverschlinger, ein moralisches Versprechen und eine Garantie.

Ich weiß nicht, ob alle Völker meiner Ansicht sind, aber für mich liegt etwas Ritterliches in den Uebungen dieser Feueresser. Gewiß achtet Niemand mehr als ich die Armee, diesen tapfern Ruhmesgenossen Frankreichs, allein die Einbildungskraft ist eine Närrin, und ich habe mich schon häufig von dem friedfertigen Gedanken wiegen lassen, es könne ein Saladin eines schönen Morgens alle Säbel des Erdballs verschlungen haben.

Die krummen Säbel und die Epauletten, die Niemandem etwas zu Leide thun, würde man natürlich beibehalten, um die öffentlichen Feste zu verherrlichen.

Wir werden bei nächster Gelegenheit die Biographie Saladin's, dessen Jugend etwas Poetisches hat, zum Besten geben.

Jetzt aber können Sie wahrnehmen, daß er außer dem Talente der Initiative, seiner Entschlossenheit und in vorkommenden Fällen seines Muthes, auch die glückliche Gabe besaß seine Pläne auszuführen.

Wenn er den Markt für seine Waare gehabt hätte, so würde er die halbe Kundschaft der Madame Noblet entführt haben.

Dies sind beiläufig die Elemente des erhabenen Monologes, in Bezug auf die Absichten des im Hinterhalt Lauernden.

Offenbar besaß dieser Jüngling, dessen Erziehung vernachlässigt worden war und der selbst im Handel sich noch nicht versucht hatte, den Keim großer industrieller Unternehmungen in sich.

Er verließ den Holzblock, auf welchem er leicht bemerkt werden konnte, und bog um die Ecke des Boulevards Mazas.

Ein einziges Ding war ihm bei dem, was er sah, nicht ganz recht, es war die Gegenwart eines feisten Burschen, welcher über die gewöhnliche Kleidung des Pariser Gassenjungen die Schürze einer Kindsfrau trug. Dieses bausbackige Geschöpf schien unschuldig, aber sehr kräftig. Er trug einen immensen Korb am Arme und vertrat offenbar bei der Heerde der Schäferin die Stelle eines Wächterhundes.

Es ist hier ganz am Platze zu erwähnen, daß Madame Noblet die Sache sehr gut eingerichtet hatte und in jeder Beziehung des Vertrauens der Familien würdig war. Außer dem bausbackigen Jungen, den man freundschaftlich „Medor" nannte, hatte sie noch eine Unterschäferin, die bucklig und unaussprechlich häßlich, den Herren Militärs nicht gefährlich werden konnte.

Gloriette brauchte gerade drei Minuten zu ihrer Toilette. Nach Ablauf dieser Zeit sah Saladin, der gebeugt wie ein altes Mütterchen schwankenden Schrittes daherkam, sie mit der kleinen Königin an der Hand, aus dem Hause treten. Als sie über den Platz ging, wurde sie von allen Seiten auf's freundlichste gegrüßt und überall wurde ihr zugelächelt.

Justine, die kleine Königin, verbeugte sich schon nach rechts und nach links und genoß ihres Tiumphes.

Das Glotzauge Saladin's sprühte Feuer unter seinem Schleier, während er zu sich sagte:

— Wie zuckersüß sie ist . . . ach! Du findest mich häßlich? Warte nur!

Gloriette, in demselben Anzuge wie Tags zuvor, mit einem großen Packete unter dem Arme, sah so reizend aus, daß Madame Noblet, sich an die Zeit erinnernd, wo sie selbst zwanzig Jahre zählte, einen tiefen Seufzer ausstieß.

— Ich gehe nach Versailles um Arbeit abzuliefern, einen Brautschleier, auf den man wartet, und werde vor vier Uhr zurück sein. Ich empfehle Ihnen, liebste Madame Noblet, meine Justine . . . aber wo ist Ihre Wärterin?

— Sie ist krank, antwortete die Schäferin, ich habe ja Medor, und dann werde ich im Thiergarten nur zu wählen brauchen. Es gibt dort immer Einige, die sich um mich herum etwas zu thun machen; der Platz ist ein guter.... Uebrigens wissen Sie ja, daß alle meine Kinder die kleine Königin in Watte wickeln möchten,... ist sie ja auch ein reizender Schatz!

Lily hob das Kind in ihre Arme und gab ihm einen letzten Kuß.

Der Omnibus fuhr gerade vorüber.

Aber der Omnibus war genöthigt zu warten, denn Lily gab noch Verhaltungsmaßregeln und ein Silberstück für den Fall, daß die kleine Königin Lust hätte, sich etwas zu kaufen, und nach dem letzten Kusse wieder andere und das Versprechen, daß sie bald zurückkommen werde.

Im Omnibus war Niemand darüber ungehalten. Als Lily endlich einstieg, nahm ihr der Conducteur sehr galant das Packet ab, und ein allgemeines Lächeln begrüßte ihren Eintritt.

In dem Augenblicke, als der Omnibus weiter fuhr, setzte sich auch ein, auf der andern Seite des Platzes stehendes Coupé in Bewegung. Der Mann mit dem

Mulatten-Teint, den wir Gloriette auf dem Fuße folgend in das Theater der Madame Canada eintreten sahen, der „ausländische Pair von Frankreich", steckte sein bronzefarbenes Gesicht zum Wagenfenster hinaus und rief dem Kutscher zu: Fahr nach!

Der Kutscher setzte sogleich sein Gespann in Trab.

Madame Noblet und ihre Heerde schlugen mittlerweile den Weg nach dem Thiergarten, über die Austerlitzbrücke ein.

Es bestand dabei eine feststehende Ordnung. Gewöhnlich schritt die bucklige Unterschäferin voran, von den Kleinsten immer zu Dreien gefolgt. Die Schäferin selbst ging an der Flanke und Medor schloß, hinter den Großen einherschreitend, den Zug.

Heute war Medor voraus und Madame Noblet hatte den Ehrenposten, die Arrièregarde zu bilden.

Saladin brach, als die ganze kleine Armee sich auf der Brücke befand, auf, und schlug mit nachdenklicher Miene denselben Weg ein. Er fragte sich, was er mit seinen hundert Francs thun werde, denn über den Erfolg seines Unternehmens war er keinen Augenblick im Zweifel.

Wenn Boileau in unseren Tagen eine Abhandlung über die Unzukömmlichkeiten in Paris schreiben würde, so würden die Soldaten eine Hauptrolle in derselben spielen. Da sie ihren sprichwörtlich gewordenen Hunger, ihren nie gestillten Durst und ihr unaufhörliches Bedürfniß zu lieben in der Stadt spazieren führen, so versperren sie und geniren natürlich ebenso wie die Wäscherwagen, die Passage.

Da sie nichts zu thun haben, so gehen sie sehr langsamen Schrittes, Alles betrachtend und Alles wünschend, was sie betrachten; sie bilden daher, ohne es zu wissen, den Hauptbestandtheil aller Verkehrsstörungen. Ihr Herz birgt eine Feuersbrunst, die für die öffentliche Straße gefährlich ist. Selbst einem Don Juan überlegen, der nur die Liebe liebte, haben sie in den Casernen von Béziers oder Quimpér das Feenmärchen von Paris kennen gelernt, welches von Köchinnen strotzt, die Soldaten Suppen vertheilen, und von bejahrten Bürgersfrauen, welche der Jugend ein Gläschen Liqueur verabreichen.

Auf dem Schlachtfelde sind sie Helden; in Friedenszeiten weiß man wahrlich nicht wohin mit ihnen. Ein trauriges Beispiel hievon bietet Versailles, das

durch das Vorurtheil gegen die Uniformen ganz entvölkert ist. Versailles ist nicht weit entfernt, der Leser kann sich daher selbst überzeugen.

Das Gras wächst dort in den Straßen und Herzoginnen sind gezwungen sich selbst ihre Suppe zu kochen, da die Cürassiere daselbst die letzte Köchin bereits unmöglich gemacht haben.

Kein Frauenzimmer zwischen zehn und siebzig Jahren wagt sich, wenn es nicht den Schutz eines Feldwebels und von vier Gendarmen genießt, auszugehen.

Das ist der gegenwärtige wirklich sehr unglückliche Stand jener Stadt, welche von dem großen Könige gegründet wurde. Paris mag zittern!

Wenn man durch das Gitterthor, welches nach dem Platz Walhubert führt, in den Thiergarten eintritt, so findet man links ein großes Wäldchen, welches den Kindern als Spielplatz und den Kindsfrauen und Soldaten als der Ort ihrer zärtlichen Zusammenkünfte dient. Ich habe von alten Leuten diesen Platz den Wald der Königin nennen gehört; Madame Noblet that, als ob sie das Besitzrecht dieses Platzes besäße, als ob er ihr eigen wäre. Wenn die Schuljugend dahin kam, so beklagte sie sich darüber zu einem ihrer fossilen Freunde aus der

Pension der Copeau-Straße, der sich durch die ungeheure Größe seines grünen Lichtschirmes bemerklich machte.

Auch der fossile Freund pflegte alle diejenigen als Usurpatoren zu betrachten, die sich auf seine Bank gegenüber den Beeten für die Gattung der Nährpflanzen, setzte.

Gegen dieses Wäldchen lenkte Madame Noblet in guter Ordnung ihre Heerde. Sie brachte sie nach alter Gewohnheit in einem Vierecke unter, welches durch eine gewisse Anzahl bekannter Blumen abgegrenzt wurde und die Bank des „Fossilen“ in sich schloß. Madame Noblet faßte auf dieser Bank, wo sie für ihren Freund einen Platz frei ließ, Posto, während Medor mit dem Korbe am andern Ende des Viereckes sich aufstellte. Es war früher Morgen und die Kindsfrauen erschienen noch nicht. Kaum daß sich noch einige ungeduldige Uniformen in den dunklen Theilen des Wäldchens zeigten, wo man auch ein halbes Dutzend Studenten erblickte, welche ohne Umstände am Fuße der Bäume saßen, und da Ducaurroy und Touillier, dort eine Abhandlung über medicinische Gegenstände lasen.

Dies hier ist nämlich ein wenig gekannter Theil des lateinischen Viertels. Fast alle bürgerlichen Erziehungs-

anstalten des Stadttheils Saint Victor verpflegen zu herabgesetzten Preisen arme und fleißige Studenten, deren Akademie der Thier- und Pflanzengarten ist.

Nachdem die Schäferin sich's bequem gemacht hatte, begann das junge Volk zu spielen, wobei es eine ausgezeichnete Disciplin bewährte.

Es waren hier gegen zwanzig Kinder verschiedenen Alters beisammen und niemals überschritt eines die imaginären Grenzen, welche durch Madame Noblet's Willen gezogen waren. Medor setzte sich neben seinen Korb nieder und begann das Dessert zu verschlingen, welches er beim „Arlequin" der Rue Moreau gekauft hatte, nebst einem halben Laib Commißbrotes.

Man spielte „Dame", und die kleine Königin gab wohlverstanden die „Dame"; sie verbreitete einen gewissen Reiz um sich, man beneidete sie zwar, aber man liebte sie doch.

Saladin ging rings um das Gitter des Gartens herum und trat durch das Thor der Buffon-Straße in denselben. Durch längere Zeit hielt er sich im Verborgenen, betrachtete das Spiel der Kinder wie ein Fuchs, der auf Hühner lauert und setzte dabei ohne Zweifel seinen Plan fest.

Alle jungen Soldaten, welche im Gehölze herumstrichen, kamen einer nach dem andern und warfen ihm zärtliche Blicke zu. Einige von ihnen wagten sich sogar so weit, ihm leidenschaftliche Worte unter seine Haube zuzuflüstern. Seine Maskerade mochte immerhin eine alte häßliche Frau aus ihm machen, ein nicht bewachter Don Juan läßt sich durch solche Kleinigkeiten nicht abschrecken. Unsere Recruten sind wahre Vulcane.

Madame Saladin hielt sie mit Stolz aber ohne Heftigkeit von sich fern, indem sie bat, eine ehrbare Familienmutter nicht zu behelligen. Sie errieth dunkel, daß diese leidenschaftlichen Abenteuer-Jäger, ohne daß sie es ahnten, ihre Hilfstruppen werden konnten.

Sie hatte deren nothwendig, denn die Dinge gingen durchaus nicht, wie sie es gehofft hatte. Die kleine Heerde, unter den Augen ihrer Hüter abgegrenzt, vertheidigte sich von selbst, und Madame Saladin konnte es sich innerlich nicht verbergen, daß die grobe Hand Medors im gegebenen Augenblicke furchtbare Faustschläge auszutheilen im Stande wäre.

Was Saladin gehofft hatte, war ein Spaziergang rings um den Thiergarten, ein Hin- und Hergehen, die fortwährend angeregte Aufmerksamkeit der Kinder,

Medor, der fortwährend einem oder dem andern nachzujagen hätte, und Madame Noblet in einer Lage, wo sie nicht mehr wüßte, wen zuerst anhören.

Saladin sagte sich:

— Es wird hart gehen, die alte Donna ist klug, sie liebt es mehr ruhig ihren Strumpf zu stricken, als hin und her zu rennen, und dann, ich möchte darauf wetten, hat sie hier irgend eine alte Bekanntschaft, die sich neben sie auf die Bank setzen wird . . . Da haben wir's! ich habe gewonnen!

Der „Fossile" nahte sich in der That, indem er die Buffon-Allee mit gemessenem Schritt daherkam. Er trug einen Ueberrock aus der Restaurationszeit, Schuhe mit Schnallen und eine Mütze mit Schirm.

Es war ein Prachtexemplar, gehörig ausgetrocknet, mit einem Stock mit Rabenschnabel und dem Kalender von 1819 auf seiner Tabaksdose aufgedruckt.

Er hatte seiner Zeit in den Tagen der Invasion zwei russische Officiere, einen Preußen und einen Oesterreicher, im Duell getödtet; man nannte ihn dazumal im Café Lamblin den Kosakenfresser.

So pflegte er zu erzählen.

Aber was macht die Zeit aus uns!

Jetzt hatte man ihm den Beinamen der „Fossile“ gegeben, wegen seines sehr vorgeschrittenen Zustandes der Versteinerung, und weil der ganze Stadttheil von dem Ruhme Cuvier's erfüllt ist. Er war artig aber reizbar. Wenn er wild wurde, hatte er eine Stimme, wie die drei amerikanischen Raben, welche in der Abtheilung für Vögel zwischen den Adlern und Geiern ihren Wohnplatz haben.

Sobald die amerikanischen Raben ihn nur von Ferne hörten, begannen sie zu krächzen.

Der Fossile nahm seinen Platz auf seiner Bank ein; Madame Noblet und er wechselten die gewöhnlichen Höflichkeitsfloskeln, worauf der ehemalige Kosakenfresser die kleine Königin zu sich rief, um ihr drei Chocoladepastillen zu geben, die er ihr, in ein Stückchen Papier gewickelt, mitgebracht hatte.

Im Allgemeinen verabscheute er die Kinder, aber er liebte die kleine Königin.

Hierauf kreuzte er seine beiden Hände über den Stock, den er zwischen seine Füße gestellt hatte und richtete sich zum Einschlafen, indem er sagte:

— Wenn sie über den Strick springt, werden Sie mich aufwecken, liebe Madame.

„Sie" bedeutete die „kleine Königin".

Bis jetzt hatte die Verkleidung Saladin's in der That keine glänzenden Resultate gehabt. Die Ankunft des „Fossilen" deutete die Mittagsstunde mit solcher Genauigkeit an, wie der Kanonenschuß im Garten des Palais Royal.

Alles in Allem ist das Geschäft eines Wolfes kein leichtes. Er muß oft entsetzlich lange Zeit geduckt um die Heerden herumschleichen. Kein Mensch hat Mitleid mit ihm, weil kein Mensch ihn ißt, wohl aber bedauern wir die armen Lämmchen ihrer Cotelettes wegen!

Gegen ein Uhr öffnete Medor auf ein Zeichen der Schäferin den Korb mit Mundvorräthen, und die Kinder stürzten herbei, um jedes sein Frühstück herauszufinden. Auch Saladin begann Hunger zu empfinden, was stets Traurigkeit hervorruft.

Er entfernte sich, indem er fürchtete, umsonst Aufmerksamkeit zu erregen. Die Stunden verstrichen. Wie die Sachen standen, schien es ihm ebenso unmöglich auf

seine Kosten zu kommen, als den Mond mit seinen Zähnen fassen zu können.

Der bekümmerte und nachdenkliche Saladin erreichte so das große Eingangsthor, wo er sich eines jener kleinen Brötchen kaufte, wie man sie zum Spasse den Bären zuzuwerfen pflegt. Mit dem Reste seines Geldes kaufte er eine Stange Kandiszucker, ein halbes Dutzend Biscuits und einen Pfefferkuchenmann; hierauf ging er wieder nach der Buffon-Allee zurück.

Der Garten fing an sich zu füllen, die Provinzbewohner kamen an, aber unglücklicherweise wandten sich neun Zehntheile der Besucher sogleich nach rechts, um dem Löwen, dem Elephanten, der Giraffe und dem Nilpferde ihre Aufwartung zu machen.

Auf einer Bank, welche jener, wo Madame Noblet und ihr Kosakenfresser ihr schweigsames Stelldichein genossen, am nächsten war, gab es noch einen freien Platz. Saladin setzte sich für alle Fälle dahin, die Hände unter seinem Umhängtuche gekreuzt und mit so demüthig sanfter Miene, daß alle Vorübergehenden sich sagten: Die gute Alte scheint auch nicht glücklich zu sein!

— Zum Strick! zum Strick! erscholl es mit einem Male in der Heerde.

Sogleich und wie auf einen Zauberschlag bildete sich ein Kreis von Neugierigen um die Kinder.

— Daß sich mir Niemand in den Weg stellt, rief der „Fossile“ unter seinem ungeheueren Augenschirme hervor, indem er dabei lächelnd seinen Stock schwang.

Man gehorchte lachend und es bildete sich der Bank gegenüber eine Oeffnung im Zuschauerkreise.

Medor faßte das eine Ende des Strickes; gewöhnlich war es die Unterschäferin, welche das andere hielt. Dieses Geschäft wurde heute einer „Großen“ übertragen. Madame Saladin schlüpfte, wie um besser zu sehen, in den Kreis.

Die Große drehte den Strick ungeschickt und war Schuld daran, daß die kleine Königin schon den ersten Sprung verfehlte. Aber so lange die Welt Welt ist, hat man Niemand so geschickt „Hinein“ und „Heraus“ springen gesehen, wie die kleine Königin.

Der Kosakenfresser stieß seinen Rabenschrei aus, auf welchen die amerikanischen Raben aus der Entfernung antworteten und Medor suchte mit seinen Blicken nach einem bekannten Gesichte im Kreise herum.

Gerade in diesem Augenblicke machte Madame Saladin ihre Hand unter dem Umhängtuche frei, als ob sie ihr juckte.

— So ist's recht, Mutter! rief Medor, der die Bewegung bemerkt hatte, fassen Sie den Strick und aufpassen!

Das Herz Madame Saladin's pochte, sie lächelte gutmüthig und faßte den Strick. Die kleine Königin, welche diesmal gut unterstützt wurde, erntete rauschenden Beifall.

— Bedanke Dich doch bei Madame, mein Schatz! man muß hübsch artig sein.

Justine, über und über roth, nahte sich graziös der Dame Saladin und reichte ihr die Stirn zum Kusse. Diese küßte sie und gab ihr eine Stange Kandiszucker.

VII.

Die Kinderdiebin.

Klein Rothkäppchen mußte noch sehr jung gewesen sein, als es den Wolf für seine Großmutter hielt. Saladin hatte alle möglichen Vortheile vor dem Wolf voraus; sein schon etwas abgelebtes Gassenbubengesicht eignete sich ganz besonders für die Rolle, die er gewählt hatte. Die kleine Königin küßte ihn herzlich und machte ihm ein zierliches Compliment.

Allein andererseits war Gevatter Wolf mit dem Rothkäppchen ganz allein in der Hütte, während Saladin hier hunderte von Zeugen um sich hatte, welche ihn genirten.

Die Springschnur hatte ihn Justinen genähert, das ist wahr, allein das Wäldchen war von nun an sehr belebt.

Justine hatte allgemeinen Enthusiasmus erregt. Alle Welt betrachtete sie, alle Welt wollte sie liebkosen. Die Schwierigkeiten des Unternehmens wuchsen anstatt abzunehmen.

Saladin zog sich bescheiden in die zweite Reihe zurück. Die Uhr des Museums schlug soeben zwei.

— Willst Du Dich ausruhen? mein Schätzchen, fragte die Schäferin die kleine Königin.

— Nein, entgegnete das unermüdliche Kind, ich will das „Vierwinkelspiel" spielen.

Man gehorchte ihr stets und so begann das Vierwinkelspiel.

Saladin lehnte sich an einen Baum und sprach zu sich:

— Eine schlimme Geschichte! Ich werde in der That den Mond mit den Zähnen fassen müssen. Man kann die Kleine nicht so wegschnappen, wie eine Fliege. Ich habe auf die Thiere gerechnet und auf das Labyrinth. Nichts von alle dem! Nicht einmal eine Aufregung durch den Omnibus zu erwarten. Abgebrannt! hundert

vierzig Sous verloren! Es geht gut, ich entsage meinem Spiele.

Ich habe immer geglaubt, daß es für Wölfe keine Vorsehung gebe, aber der Leser wird es gleich sehen.

Im Augenblicke, wo Madame Saladin, den Muth verlierend, „den Stiel der Hacke nachwerfen" wollte, entstand in der Nähe des Ausgangsthores nach der Buffonstraße zu, eine große Bewegung.

Es wurden nämlich die ersten Communicantinnen einer benachbarten Erziehungsanstalt spazieren geführt. Zu gleicher Zeit traten die Schüler eines Collegiums von der Richtung des Walhubert-Platzes kommend in den Garten ein. Dies war aber noch nicht Alles. Der Zutritt zu den wilden Thieren wurde eben abgesperrt, und der Strom der Neugierigen nahm seine Richtung durch die japanesische Mispel-Allee, gegen das Wäldchen, während die Besucher des Museums durch die Buffon-Allee zurückkehrten.

In den Gruppen der Vorstädtler wurde vom Bären gesprochen, denn der Bär ist die populärste Größe in Paris. Man erzählte sich die Geschichte von der Katze, die genäschig und unvorsichtig bei der Verfolgung eines verwundeten Vogels in den Bärenzwinger

gestürzt war; Meister Petz hatte die Katze und den Vogel mit einem Schlucke verspeist und sich dabei behaglich auf seinen Füßen gewiegt.

So lange Paris stehen wird, wird man sich diese herzzerreißende Geschichte erzählen.

Es fehlte auch die englische Familie nicht; sieben Fräuleins, sieben roth und blau gestreifte Tartanshawls, sieben grüne Schleier und vierzehn lange Beine, die im Gehen hüpften wie die Beine des egyptischen Ibis — die sentimentale magere Mama, die „Governess", demüthiger als ein geschlagener Hund, und der Lord mit apoplectischem Aussehen, der seines Zeichens ein Messerschmied vom „Strand" ist.

Auch die „Gesellschaft" aus der Provinz war anwesend; ein Dutzend Regenschirme, Männer und Frauen, die laut und im Accent ihres Landes sprechen, Marseille oder Landerneau rühmen, zum Nachtheile von Paris, welches im Ganzen genommen nur ein gutes, merkwürdiges, wohlschmeckendes und ökonomisches Ding besitzt: die Mahlzeiten nämlich zu zweiunddreißig Sous.

Es entstand bereits ein Gedränge hier und zwar das dem Thiergarten eigenthümliche Gedränge, wo man

Bäuerinnen findet, wie auf dem Jahrmarkte von Calvados, Gassenbuben wie überall, Staatsmänner in Hülle und Fülle, Soldaten compagnienweise, Pascha's, Odalisken und selbst einzelne verirrte Gelehrte.

Saladin riß seine runden Augen großmächtig auf und ein Hoffnungshauch machte seine Nasenflügel sich ausdehnen. Es bedurfte jetzt nur noch eines Umstandes, um in diesem Gedränge eine Verwirrung hervorzurufen.

Die Fischer trüben das Wasser. Wenn der Zufall nicht selbst kommt, so kann man ihn erzeugen.

Saladin durchforschte mit einem Adlerblicke den Horizont, um den Keim irgend eines Zufalles zu entdecken. Er entdeckte einen Mandelkuchenhändler aus Constantine, der, die Hände über den Rücken gekreuzt, allein daherschritt, unter seinem Turban die Melancholie Mignon's, die sich nach der Heimat sehnt, tragend. Er bemerkte auch an dem Thore, welches zur Orleansbahn führt, einen jener wohlfeilen ungedeckten Omnibusse, die man Tapissière nennt und in welchem eine Menge Hauben sichtbar wurden.

Er dankte dem Gott der Wölfe aus der Tiefe seines Herzens, denn die Zouaven witterten bereits diese Ladung Ammen und kamen herbei.

Saladin . . . die brave alte Frau hatte sich durch das Drehen des Strickes für die kleine Königin bereits das allgemeine Wohlwollen erworben. Er neigte sich gegen das Ohr seines Nachbars, der ein Reptilienausstopfer aus der Straße Geoffroy-Saint-Hilaire war, und sagte, indem er auf den Mandelkuchenbäcker wies:

— Wollen Sie den Emir Abd-el-Kader sehen?

Er wurde von sechs Personen gehört, die Alle riefen: Abd-el-Kader!

Abd-el-Kader! riefen sogleich hundert Stimmen aus Nah und Fern.

Selbst der Mandelkuchenhändler, angeregt durch den Gedanken, seinem berühmten Landsmanne zu begegnen, suchte rings um sich herum nach Abd-el-Kader.

Sogleich entstand eine tumultartige Bewegung. Die englische Familie, die Gesellschaft aus der Provinz, die Gassenjungen, die Bauern, die disponible Armee, die Studenten und die Communicantinnen drängten sich allesammt mit Ungestüm, um den heldenmüthigen Beduinen zu sehen, der die Armeen Frankreichs so lange in Schach gehalten hatte.

— Beisammen bleiben, Kinder! rief Madame Noblet erschreckt.

Medor bemühte sich, die Heerde zu vereinigen.

Allein die Ladung Ammen kam wie ein herausforderndes Bouquet von hochrothen Pfingstrosen; sie schwatzten und lachten Alle unter einander während des Gehens. Es war ihrer nur ein Dutzend, aber während ihrer Fahrt hatten sie wie ein halbes Hundert Sappeurs getrunken.

Die Zouaven und andere Uniformträger, Cavalleristen und Infanteristen, durch die Menge eingeschlossen, hörten und witterten sie. Hat der Leser jemals einen stolzen Hengst gesehen, der jedes Hinderniß bricht, das ihm den Weg nach der Wiese versperrt, auf welcher die Stuten grasen? Alle Uniformträger wieherten, zitterten und witterten mit geöffneten Nasenlöchern den Luftzug, der von den Ammen herwehte, warfen sich dem Gedränge entgegen, durchbrachen und zerstreuten es und jede einzelne Pfingstrose des Bouquets war bald von einer Uniformenguirlande umgeben.

Dies war ohne ein bedeutendes Hin- und Herstoßen nicht möglich gewesen. Man hörte das Angstgeschrei der Engländerinnen, das durchdringendste aller

bekannten Geschreie, das Johlen der Gassenjungen und die Flüche der Landbewohner. Die strickende Madame Noblet und der essende Medor irrten wie zwei verdammte Seelen mitten in diesem Wirrwarr umher, aus welchem die übermenschliche Stimme des „Fossilen" erdröhnte, dessen gichtischer Fuß durch einen irrenden Professor der Naturgeschichte unsanft angestoßen war.

Aber Alles hat sein Ende. Die Menge bemerkte halb lachend, halb schimpfend, daß sie mystificirt worden war. Im Augenblicke, als der Tumult eben etwas nachließ, kam Gloriette durch den Haupteingang daher gerannt, ganz glücklich, daß sie im Stande war, zehn Minuten von der Zeit ihrer Abwesenheit hereinzubringen.

Es gehört wenig dazu, um eine Mutter zu beunruhigen; Gloriette wurde durch den Zusammenlauf im Wäldchen besorgt gemacht, ihr Lächeln verlor sich und sie beflügelte ihre Schritte.

Sie wurde jedoch sogleich durch den Anblick der Schäferin und Medor's beruhigt, welche die Heerde in guter Ordnung, wie eine compacte Phalanx zusammenhielten. Die kleine Königin war ohne Zweifel in dessen Mitte, da diese nicht blos den Ehrenplatz, son-

dern auch den sichersten Punkt bildete. Uebrigens waren auch die Gesichtszüge Madame Noblet's so ruhig, daß jede Furcht verschwinden mußte.

— Wir haben einen Schreck gehabt. Die Regierung thut ja rein was sie will; man läßt jetzt alle Müßiggänger und Vagabunden hier eintreten. Zum Glücke ist bei meiner Organisation ein Unglücksfall unmöglich... Justine! Da ist Mama.

— Sie verbirgt sich, die Kokette, sagte Madame Lily, indem sie sich niedersetzte. Hat sie sich gut aufgeführt?

— Wie ein Engel! und wie sie über den Strick gesprungen ist, das hätten Sie sehen müssen? .... Justine! Deine Mama ist hier.

— Es scheint, daß man mir einen Schabernak spielen will, murmelte sie.

Die Menge zerstreute sich langsam. Die Heerde war ganz glücklich, sich wieder auflösen und dem Spiele zuwenden zu können. Der unermüdliche Medor hielt die Disciplin aufrecht, aber es ging dabei etwas Merkwürdiges vor: Medor hatte sein Brod nicht mehr in Händen und machte nicht mehr seinen Rundlauf, wie ein guter Schäferhund; er blieb hinter der Kinder

gruppe zurück, indem er von Einem zum Andern ging und sie dabei sogar bei Seite schob, um den Mittelpunkt der Phalanx überblicken zu können.

Er schien zu zählen; dabei war er blaß und unter seinem gekrausten Haare perlten Schweißtropfen.

— Vorwärts! rief Madame Noblet, auseinander! Damit man die kleine Königin sehe! Genug des Versteckens, Mama hat Angst!

Gloriette hörte im Vorhinein die Silberstimme des Kindes „Kuckuk!“ rufen, ehe sie entdeckt wurde, und sich in ihre Arme werfen würde.

Aber das war es nicht, was sie hörte.

Eine Stimme erhob sich hinter der Heerde und rief:

— Es fehlt ein Kind!

Diese Stimme klang hohl und heiser.

Sie war so leise, daß Madame Noblet den Sinn der Worte nicht faßte; aber Madame Lily zitterte vom Kopf bis zum Fuß und die Rosenfarbe, welche der beschleunigte Gang auf ihre Wangen gehaucht hatte, verwandelte sich plötzlich in Aschgrau.

— Wird man mir endlich gehorchen, rief die Schäferin mit Ungeduld. Hieher kleine Königin! Hieher Mademoiselle!

Die Reihen öffneten sich und Medor trat schwankend vor. Seine Augen stierten und er erstickte fast an den Worten:

— Die ist's eben, die fehlt!

Lily erhob sich ganz steif und drückte ihre beiden Hände an das Herz. Die Schäferin verstand noch nicht oder wollte nicht verstehen.

— Die fehlt! wiederholte sie.

Hierauf fügte sie hinzu:

— Bei meinen Einrichtungen ist das unmöglich!

Lily schritt gegen die Kinder zu, welche bei dem Anblicke dieses verstörten Gesichtes scheu zurücktraten. Medor folgte ihr Schritt für Schritt, während Madame Noblet in dem Gefühle ihrer Verpflichtung ein wenig Geistesgegenwart wieder gewann und ausrief:

— Meine Herren! eilen Sie um Gottes willen an die Thore und benachrichtigen Sie die Hüter, die Schildwachen und alle Welt, daß ein Kind gestohlen worden ist.

— Justine! Justine! rief in diesem Augenblicke mit zärtlicher und sanfter Stimme Gloriette.

Sie schenkte der großen Aufregung, die sich rings um sie her kundgab, keine Aufmerksamkeit. Die Menge hatte mit außerordentlicher Schnelligkeit ein anderes Aussehen angenommen. Die Neuigkeit von dem Unglücksfalle, der sich ereignet hatte, verbreitete sich mit Windesschnelle. Einige wackere Männer, denen es weniger dringend schien, zu schwatzen als zu helfen, eilten an die Thore.

Gloriette rief:

— Justine! verbirg Dich nicht länger, ich weiß wohl, daß Du da bist, aber ich will nicht mehr spielen. Das ist ein fürchterliches Spiel! Antworte mir, wo bist Du?

Sie schob alle Kinder, eines nach dem andern bei Seite und diese betrachteten sie erschreckt und mit Thränen in den Augen.

Sie fühlten instinctmäßig Mitleid, denn jene bat sie mit gefalteten Händen:

— Meine Kinder! rief sie mit einem Lächeln, welches um Trost bettelte. Meine Kinder, laßt mich meinen Engel sehen! Ich weiß wohl, daß sie nicht ver-

loren ist . . . aber Ihr sehet ja, daß ich keine Kraft mehr zum Spielen habe.

Eines der Kinder antwortete:

— Wir wollen sie suchen!

Und die Heerde zerstreute sich, indem sie zwischen den Bäumen umherlief, suchend, spähend und rufend:

— Kleine Königin! Kleine Königin!

Medor that gar nicht dergleichen, er schien ganz vernichtet.

Madame Noblet in Mitte einer Gruppe gab die Beschreibung Justinen's, allein Alle antworteten:

— Wir kennen ja die kleine Königin!

Und viele liefen davon, die gutmüthigen Seelen, um den Garten von einem Ende bis zum andern zu durchsuchen.

Andere kamen an; das Wäldchen war ganz voll und ebenso die Alleen. Der Name der kleinen Königin war in Aller Munde.

Jeder liebte sie und erzählte den Anderen, die sie nie gesehen hatten, von ihrer Lieblichkeit und der reizenden Lebendigkeit ihrer Antworten.

Soeben hatte man ihr noch, als sie über den Strick sprang, Beifall geklatscht, wie im Theater.

Und ihre Mutter, die so stolz auf sie war! So wahnsinnig verliebt in sie! Ihre Mutter, der man ihretwegen den Beinamen Gloriette gegeben hatte.

Man zeigte sie überall; sie weinte nicht und man errieth wohl, daß dieser Schlag sie im Gehirn getroffen.

Ich weiß nicht, wie ich das sagen soll! aber sie war anbetungswürdig schön, wie sie da in der Mitte der Gruppen stand, welche ihr Herannahen zu fürchten schienen; so viel schreckliche, herzzerbrechende Schönheit lag in dieser scheinbaren Heiterkeit, die durch den moralischen Schlag in ihr hervorgebracht worden war und sich jetzt in einen fürchterlichen Schmerzensausdruck zu verwandeln drohte. Sie sah wie eine vornehme Dame aus; man hatte dies noch nie so sehr wie heute bemerkt, und doch war sie nur eine Handarbeiterin. In ihrer Tochter bestand ihr ganzer Reichthum, der ganze Inhalt ihres Herzens. Sie hatte nichts auf der Welt, als ihre Tochter!

Sie sprach nicht mehr, sie betrachtete die Menge mit einer gewissen Gleichgiltigkeit; blos ihre zitternden

Finger lösten nach und nach ihr Haar, das bald in losen Locken auf ihre Schulter fiel.

Ein Mann mit bronzefarbenem Gesichte, das von einem dichten schwarzen Barte eingesäumt war, hielt sich bei Seite und folgte all' diesen Bewegungen mit stierem Blicke. Er schien wie aus Marmor gehauen, so vollständig unbeweglich stand er da. Wir haben ihn bereits zweimal gesehen, das erste Mal im Theater der Jahrmarktsbude und dann im Coupé auf dem Boulevard Mazas, im Augenblicke, als Gloriette in den Omnibus stieg. Als Gloriette davongefahren war, war er es, der dem Kutscher zugerufen hatte: Nachfahren!

Das Publicum ist im Allgemeinen in solchen Fällen sehr strenge. Die Nachlässigkeit der Kindsfrau wird sogleich auf Rechnung „ihres Soldaten" gesetzt, was zwar nicht immer, aber sehr häufig gerecht ist.

Man hat uns gesagt, daß Disciplinar-Maßregeln ergriffen wurden, um den hitzigen Eifer dieser tapfern Herzen zu mäßigen, denen die Friedenszeit so viel Muße übrig läßt. Wenn diese Maßregeln bisher noch nicht in's Werk gesetzt wurden, so sollte es wenigstens doch geschehen.

Die Freiheit der Handlungsweise eines jeden Menschen ist eine heilige Sache; nichtsdestoweniger werden andererseits gewisse Spiele im Namen der Moral oder im Interesse der allgemeinen Sicherheit verboten. Im Namen der Sicherheit sowohl als der Moral muß man aber ein Spiel denunciren, welches unter unseren Kastanienbäumen abscheuliche Bilder ausstellt und das für unsere Familien eine beständige Gefahr in sich schließt.

In unserem Falle war nichts derartiges geschehen: Madame Noblet war schon durch ihr Alter über derlei Verführungen erhaben, und doch wiederholten die Gruppen von einem Ende des Wäldchens zum andern die Legende jener Picardin, die sich mit ihrem Voltigeur unterhielt, während das ihrer Obhut anvertraute Kind Gott weiß wohin entführt wurde. Die Caricatur hat es versucht, diese entsetzliche Geschichte aus dem Leben der Marssöhne, die als Raupen unsere öffentlichen Gärten unsicher machen, in's Lächerliche zu ziehen.

Paris verlangt in der Regel nichts mehr als zu lachen, aber deshalb ist es doch noch nicht entwaffnet.

Man darf sich überzeugt halten, daß der unerklärliche Groll, welcher zu gewissen Zeiten gegen die Armee

zu Tage tritt, mit dem eben genannten Uebelstande in unmittelbarem Zusammenhange steht. Die „Sapeurtruppe“ und der Grenadier, welcher der Kindsfrau eine Liebeserklärung macht, während das der letztern anvertraute Kind auf dem Kiesplatz zu Boden gefallen, heult und schreit, sind das nicht tief einschneidende Wunden? Zum mindesten bilden derlei Dinge ein fortwährend reizendes Jucken, welches gerade die empfindlichsten Stellen der Haut trifft. Die Familienmütter und Hausfrauen lieben es nicht, die Rollen der Preußinnen in dieser Parodie eines eroberten Landes zu spielen.

Alle Jene, welche die Armee achten und lieben, würden es gerne sehen, wenn die Armee selbst ein Heilmittel gegen eine so burleske Krankheit entdecken könnte.

In unserem besondern Falle ereignete sich etwas Komisches: von allen jenen Personen, die ein directes Interesse daran hatten, die „kleine Königin“ wieder zu finden, rührte sich keiner vom Platze; Madame Noblet stellte die betrübte Heerde in Reihen auf, Medor blieb unbeweglich stehen und betrachtete Gloriette, und letztere stand mit halb geschlossenen Augen tief gebeugt da und schien unfähig zu handeln, ja selbst nur zu denken.

Die Hüter kamen herbei, und Jene, welche es übernommen hatten nach den Ausgängen zu eilen, kehrten einer nach dem andern zurück mit der Nachricht, daß die Schildwachen nichts bemerkt hatten.

Lily erhob jetzt die Augen, weil der Name der kleinen Königin von Jenen, welche den Aufsehern des Gartens Aufklärungen ertheilten, in ihrer Nähe ausgesprochen wurde.

— Sie hat sich versteckt, sagte sie leise, sie hält sich hinter den Bäumen verborgen, um mir einen Schabernack zu spielen.

Der „Fossile“ erhob sich und ging von dannen. Man konnte bemerken, wie er sein Taschentuch zog, um sich die Augen zu trocknen.

Es war herzzerreißend und Medor sagte mit Schluchzen:

— Wenn man die Kleine nicht bis zum Abend wieder findet, so ist diese da morgen früh todt.

— Hat Jemand das Weib gekannt, welche den Strick gedreht hat? fragte mit einem Male eine Stimme in der Menge.

Madame Noblet erbebte und Medor sprang auf.

— Was weiter? fragte man von allen Seiten.

Derjenige, der eben gesprochen hatte, trat aus der Reihe, allein er fügte sonst nichts als das Folgende hinzu:

— Sie hatte ein boshaftes Aussehen, das ist gewiß.

Eines der Kinder sagte:

— Sie hat der kleinen Königin eine Stange Kandiszucker gegeben.

Und ein anderes Kind:

— Als die Soldaten sich durchdrängten, um zu den Bäuerinnen zu gehen, hat die Frau die kleine Königin geküßt und ihr einen Mann aus Pfefferkuchen geschenkt. Die kleine Königin schien ganz zufrieden und sagte zur Frau: Führ' mich die Communicantinnen sehen!

Mit drei gewaltigen Elbogenstößen durchbrach Medor den Kreis, der von der Menge gebildet wurde. Man sah ihn schwerfällig, aber mit seiner ganzen Kraft nach der Buffon-Allee laufen.

Einer der Gartenaufseher nahm schriftlich das Signalement der kleinen Königin und das jener Frau auf, welche den Strick gedreht hatte; hierauf theilte er

Madame Noblet die Schritte mit, die sie zu thun habe, um die Polizei auf die Spur des Kindes zu lenken.

— Aber wenn Sie hier so stehen bleiben, fügte er hinzu, dann finden Sie das Kind sicherlich nicht auf!

— Natürlich! riefen hundert Stimmen, es gibt doch merkwürdige Leute!

— Ich habe alle meine andern Kinder . . . stotterte Madame Noblet, wie um sich zu entschuldigen.

— Aber die Mutter! Zum Kukuk! Wenn man sein Kind verloren hat . . .

Lily's Augen fielen zufällig auf den, der eben gesprochen hatte. Sie fühlte sich kalt überrieseln und sie schwieg, indem sie einige Schritte zurücktrat.

— Was mich anbelangt, sagte eine dicke Frau, die einen Hund in ihren Armen trug, ich habe niemals Kinder gehabt, aber in keinem Falle würde ich sie einer „Spazierenführerin" anvertraut haben.

— Ach! rief Madame Noblet verzweiflungsvoll, ich weiß wie sehr diese Geschichte meinem Geschäfte schaden wird! Sie warf auf Lily einen Blick voll Groll und fügte hinzu:

— Vorwärts, gute Frau! rühren Sie sich doch! Sie sollten schon lange bei dem Polizeicommissär sein.

Lily bewegte sich nicht. Mit ihren beiden Händen, die weiß wie die einer Leiche waren, warf sie ihr Haar nach rückwärts und sagte ganz leise:

— Alle diese Leute hier machen ihr Furcht und deshalb erblicke ich sie nicht ... aber ich weiß recht gut, daß sie nicht verloren ist.

Innerlich mußte jedoch ein bedeutender, geistiger Proceß in ihr vorgehen, denn der bläuliche Ring, der ihre Augen umgab, wurde immer dunkler, und von Zeit zu Zeit schüttelte eine Art von Schauer ihren ganzen Körper.

Nach einigen Minuten richtete sie sich gewaltsam auf ihren Füßen auf und ging ganz wankend gerade vor sich hin. Die Leute traten bei Seite um sie vorbei zu lassen, und ich weiß selbst nicht wie es kam, daß ihre wunderbare Schönheit, welche durch den Schleier, der ihren Geist umhüllte, einen kindlichen Charakter annahm, es allen Umstehenden in diesem Augenblicke neuerdings in die Ohren rief: die kleine Königin ist verloren!

— Wie sie ihr ähnlich sieht! stotterte Madame Noblet inmitten eines Gemurmels, welches aus hundert Stimmen zusammengesetzt war, die leise Worte mit einander wechselten.

In Paris wird Alles zu einem Schauspiele. Dies hier bildete ein eigenthümliches Schauspiel, welches in nichts an analoge Scenen erinnerte. Es gab weder eine große Bewegung, noch Thränen, noch Schreien, allein jede Brust fühlte sich beklommen. Und seitdem Lily ihre Bank verlassen hatte, malte sich eine schmerzliche Neugierde in allen Blicken.

Jene, welche die kleine Königin kannten, wiederholten es zum Ueberdrusse, wie schön, sanft und heiter sie war, welch' ein zaubervolles Bild sie gewährte, wenn sie mit andern Kindern, die ihre Unterthanen und ihr Hofstaat schienen, unter den Bäumen spielte.

Sicherlich hörte Lily das Alles nicht. Sie ging als hätte sie das Geräusch ihres eigenen Fußtrittes ersticken wollen, um Jemand zu überraschen. Ein Lächeln, in welchem ein schelmischer Ausdruck lag, spielte leise um ihre halbgeöffneten entfärbten Lippen.

Ich habe es bereits gesagt und wiederhole es: Es war herzzerreißend, aber in einer andern Art als es gewöhnliche Angst ist.

Sie ging nicht weit. Sie blieb beim ersten Baume, der sich auf ihrem Weg befand, stehen und lehnte sich an ihn.

Hierauf blickte sie, so gestützt, rings um den Baum.

Es war nicht Hoffnung, die ihr Gesicht verklärte, sondern die Gewißheit, das Kind, das sie suchte, hinter dem Baume zu finden.

Als sie bemerkte, daß Niemand hinter dem Baume stand, schüttelte sie langsam den Kopf und nahm ihren Weg gegen den nächstfolgenden Baum.

Alles um sie her war stille; man bemerkte Leute, die weinten.

Auch hinter dem zweiten Baume nichts! Lily fuhr mit der Hand gegen die Stirne und rief mit zitternder Stimme:

— Justine! Mein theures Kind!

Allein, noch war sie nicht entmuthigt und sie setzte ihren Weg zum dritten Baume fort.

Im Gehen sagte sie mit thränenerstickter Stimme:

— Ich versichere Dich, Justine, daß ich nicht mehr spielen will... wenn Du siehst, daß ich leide, folgst Du mir sonst doch immer.

Am Fuße des dritten Baumes stand der Mann mit dem bronzefarbenen Gesichte. Jene, die Lily gefolgt waren, bemerkten, daß er noch blässer war als sie, und daß sein Blick auf sie geheftet war, wie angezaubert.

Als die junge Frau näher kam, zog er sich Schritt für Schritt rückwärts schreitend zurück, ohne sie aus dem Auge zu lassen.

Sie erreichte den Baum, sie suchte hinter demselben, hierauf sank sie zusammen und sagte kauernd:

— Ich will nicht mehr spielen ... ach! ... wie leide ich!

In diesem Augenblicke kam Medor wie eine Kanonenkugel neuerdings durch die Menge dahergeschossen. Er war in Schweiß gebadet.

Er warf sich auf den Mann mit braunem Teint, welcher Lily noch immer mit stierem Blicke betrachtete, faßte ihn beim Kragen und rief mit Heftigkeit:

— Der ist's! Die Schildwache hat ihn erkannt! Er hat mit der Kinderdiebin gesprochen! Wenn mir niemand helfen will ihn zu arretiren, so arretire ich ihn allein!

VIII.

Die Volksmenge.

Medor hieß eigentlich Claude Morin. Er war auf diesen Namen nicht stolz, da ihm derselbe von der Verwaltung des Findelhauses beigelegt worden war.

Er war ein guter Schäferhund; vielleicht hätte er zu etwas Anderem gar nicht getaugt. Von Seite Madame Noblet's erhielt er täglich fünfzehn Sous und das Frühstück. Abends arbeitete er zu Hause und verdiente sich weitere fünf Sous durch das Steppen von Hosenträgern. Dies reichte gerade hin, um seinen Miethzins zu zahlen, denn sein Zimmer gehörte ihm allein; er hatte es unmöblirt gemiethet, im sechsten Stockwerke eines Hauses in der Moreaustraße, zwischen zwei Dächern gelegen, wie eine Bleikammer.

Sein Zimmer war eine Stalljungenwohnung der National-Arena, in welcher er als Auskehrer diente. Er hatte es wohlfeil erhalten, als die Arena verkauft wurde; hierauf hatte er es hergerichtet, mit Tapeten belegt, möblirt und mit Kleiderhaken versehen; er hielt große Stücke darauf, so auch auf seinen ganzen Haushalt, wie jeder in seinem eigenen Besitzthume lebende Mensch.

Wenn man in seiner Gegenwart von der Stadtverschönerung und von bevorstehenden Expropriationen sprach, wurde er schwermüthig; er fürchtete, „demolirt" zu werden.

Man kannte sonst keine Liebhaberei an ihm, als sein Zimmer und er lächelte Niemandem zu, als der kleinen Königin.

Als man vor Kurzem darauf anspielte, daß die fremde Frau, welche den Strick gedreht hatte, sich so bereitwillig zu diesem Dienste finden ließ, ging in Medor's Kopfe plötzlich ein Lichtstrahl auf. Er war sicherlich kein Beobachter, aber er besaß Instinct und als er seinen Lauf mitten durch die Menge begann, war er innerlich davon überzeugt, daß er auf der Spur der Kinderdiebin sei.

Das Gesicht jener Frau erschien ihm nun immer verdächtiger, je mehr er sich ihrer zu erinnern bemühte.

Medor wußte nicht einmal etwas davon, daß man sich „einen Kopf machen lassen" könne, allein die halb komische, halb übertriebene Färbung dieses Gesichtes, die mehligen Falten und alles, was sonst noch trotz des Haubenschleiers sichtbar geworden war, trat ihm in der Erinnerung noch klarer vor Augen, als es in Wirklichkeit geschehen war.

Er hatte seine eigenen Gedanken. Die Bediensteten im Garten konnten wohl das Kind nicht bemerkt haben, allein diese Caricatur konnte gewiß nicht unbemerkt geblieben sein.

Er machte laufend die Runde um das ganze Gitter des Gartens und fragte dabei Jeden, dem er begegnete, ob man nicht ein kleines, engelgleiches Kind gesehen habe, mit schweren blonden Locken unter einem Federhäubchen, das von einer verrückten Alten geführt wurde, die eine Art von Klosterhaube trug, von welcher ein blauer Schleier herabhing.

Diese Fragen blieben lange Zeit ohne genügende Antwort, bis endlich am kleinen Thürchen, welches nach

der Cuvierstraße führt, hinter dem Regierungshause ein wackerer Soldat schon bei den ersten Worten der schon so oft wiederholten Frage zu lachen anfing.

— Gewiß, sie sah so drollig aus, die gute Alte und stopfte das Kind mit Biscuits.

Medor blieb athemlos stehen.

— Welchen Weg hat sie genommen? frug er.

— Sie nahm einen Fiaker und fuhr in raschem Trabe gegen den Platz Saint-Victor . . . Es fiel auch etwas zwischen ihr und einem Herrn vor, der wohlgekleidet war und feine Wäsche trug, sein Gesicht war mulattenfarbig und er hatte einen schwarzen Bart. Dieser machte Miene, dem Weibe den Weg zu versperren. Er betrachtete das Kind, allein die Alte schien ihn sogleich beruhigt zu haben; hierauf hielt sie ihm ihre Hand hin und sagte, indem sie sich über ihn lustig zu machen schien: Jetzt zahlen sie mir, was mir gebührt. Der Mann zog seine Börse, so daß es mir vorkam, als hätte er den Fiaker mit seinem Gelde bezahlt.

Der Soldat fuhr fort zu lachen, drehte sich um, und sagte zu sich selbst:

— Es gibt doch bei alledem komische Menschen!

Medor blieb einen Augenblick nachdenklich. Dem Fiaker nachlaufen hatte gar nichts für sich. Wie sollte er wissen, welchen Weg dieser am Ende der Cuvierstraße eingeschlagen? Medor kehrte daher um und kam nach dem Wäldchen zurück, um sich daselbst Raths zu erholen.

Als er hier ankam, war die erste Person, die er erblickte, der Mann mit der bronzefarbigen Haut, dessen Blicke wie in einer Art von Verzauberung auf Gloriette geheftet waren.

Die ganze Erscheinung dieses Mannes stimmte so auffallend mit dem Signalement überein, welches der Soldat gegeben hatte, daß Medor seinen Eifer nicht mäßigte und sich auf ihn stürzte wie auf eine Beute.

Der Mann versuchte keinen Widerstand. Die Röthe stieg ihm in's Gesicht und seine Augen, die Ueberraschung eines Menschen ausdrückend, der mit einem Male aus tiefem Schlafe geweckt wird, schienen die Menge mit einer Art wilder Schüchternheit zu befragen.

Die Menge unterließ es nicht, diesem Blicke zu antworten. Dieser Vorfall gefiel ihr im höchsten Maße.

Dies war eine Zugabe zu dem Drama, welches die Neugierde Aller fieberhaft steigerte.

Ich bitte zu bemerken, daß diese endemische Neugierde bei unseren Parisern weder das Mitleid noch das Wohlwollen ausschließt. In keiner anderen Stadt der Welt können die Leiden eines Melodramhelden so viele Thränen hervorlocken als in Paris.

Allein die Rührung auf offener Straße hat so wie die auf dem Theater auch ihre unterhaltende Seite, für die man empfänglich sein darf.

Jedermann betrachtete jetzt den Unbekannten und wunderte sich, daß er ihn bis jetzt nicht bemerkt hatte. Es war dies in der That ein Mann des Schicksals, wie ihn die Romane jener Zeit nannten; sein Kopf glich nicht allen jenen, die man von Früh bis Abend in den Straßen trifft.

Mutter Noblet war die Erste, die sprach:

— Er hat ein böses Aussehen; er ist ein Fremder.

— Er scheint reich! fügte eine ohne Begleitung anwesende Dame hinzu, deren Ausdruck keine Bosheit verrieth.

— Ein schöner Mann! bemerkte eine andere Dame, welche die Vierziger bereits überschritten hatte.

— Seine Augen jagen Einem Furcht ein! murmelte eine junge Arbeiterin.

Eine Kindsfrau fügte hinzu:

— Daß man solchen Leuten in Paris begegnet!

Die kleinen Kinder waren schon nicht mehr weit davon entfernt, ihn für den Wärwolf zu halten und blickten mit furchtsamen Augen auf ihn.

Blos Lily, das arme Geschöpf, sah gar nichts. Sie blieb am Fuße des Baumes kauern, mit stierem, glanzlosem Auge. Auf ihren Lippen, die sich langsam bewegten, ohne daß sie einen Laut hervorbrachten, schwebte ein Name, den Jeder errieth und zwar immer derselbe: der Name ihrer Tochter Justine.

Der Kreis schloß sich immer enger um den Unbekannten, der sich aus den Händen Medor's befreite, indem er mit einem ausgeprägt fremdartigen Accente, den noch Niemand jemals gehört hatte, sagte:

— Lassen Sie mich, ich werde nicht davonlaufen.

Seine Stimme klang düster und ernst.

— Keine Gefahr, daß er ausreißt! rief ein Gassenjunge, ein kleiner Knirps, ich wache hier!

— Seine Sache steht gut, setzte Mutter Noblet hinzu; er wird Capital und Interessen zahlen.

— Aber was beabsichtigte er mit dem Kinde? fragte eine Naive in der zweiten Linie.

— Man benöthigt dergleichen oft in großen Familien, antwortete mit wichtiger Miene die junge Handarbeiterin, wegen Erbschaftsangelegenheiten.

— Um den Namen eines Adeligen nicht aussterben zu lassen; das ist bekannt, fügte ihre Nachbarin hinzu.

— Ohne zu rechnen, daß die Mutter schön wie ein Engel ist, fuhr die Dame ohne Begleitung fort, und daß man auch das Kind entführen konnte, um die Mutter demselben nachfolgen zu lassen.

Diese Idee fand Beifall. Sie brachte in der Menge eine derartige Bewegung hervor, daß diese fast zu applaudiren anfing. Von diesem Augenblicke an stand die Ueberzeugung fest, der Fremde mit dem allzu schwarzen Barte sei ein entlarvter Melodramverräther.

Im Gedränge schrie man jetzt:

— Gartenaufseher! hierher!

Und von anderer Seite:

— Hier kommen die Sergents de Ville!

Es war die höchste Zeit, den Schuldigen zu verhaften und gegen alle Gewohnheit hatten die Sergents

de Ville sich gleichfalls des Beifalles der Menge zu erfreuen.

Die öffentliche Meinung ist häufig sonderbaren Irrthümern unterworfen; wie oft beschuldigt sie dieses höchst nützliche Corps der Polizeisoldaten, deren Uniform den Schneidern der polytechnischen Schule als Modell dient, der Rohheit, und doch wette ich, daß man, wenn man dem ersten besten unserer Polizeisoldaten ein rohes Ei in seine Uniformtasche steckt, man es nach acht Tagen noch vollständig unverletzt daselbst finden wird.

Ihr Stand ist der friedlichste; sie üben eifrig die peripatetische Philosophie und sind dem Grundsatze: „Eile mit Weile" vom Herzen ergeben.

Sie erscheinen stets erst in dem Augenblicke, wenn das Rad bereits über den Fuß der von einem Wagen niedergeworfenen Dame hinüber ist; niemals erblickt man sie früher, als bis die Rauferei bereits zu Ende ist, und ich kenne viele unzufriedene Geister, welche die Unterdrückung dieses Corps beantragen würden, wenn es nicht so lieblich anzusehen wäre, wie diese Männer friedlich auf dem Bürgersteige auf und ab wandeln, zu Zweien oder zu Dreien gemüthlich über ehrbare Dinge plaudernd und das treffliche Bild jenes

erhabenen far niente darstellend, welches die Belohnung der Gerechten im Elisium ausmacht.

Die Polizeisoldaten kamen an, treu ihrem Wahlspruche: „Besser spät als gar nicht.“ Sie beeilten sich nicht, wahrscheinlich aus Furcht das Ei in ihrer Tasche zu zerdrücken. Hinter ihnen schritten zwei Männer, die zwar keine Uniform trugen, die jedoch kein Mensch für Meines- oder Deinesgleichen genommen hätte, lieber Leser!

Ein Theil der Menge lief zu ihnen hin und umringte sie, um sie von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Die Geschichte war sehr einfach. Hier gab es einen Uebelthäter, aus England, Rußland oder einem anderen verdächtigen Lande, den man beim Kinderdiebstahle in flagranti ergriffen hatte, d. h. nicht eigentlich ihn, aber seine Helfershelferin, ein als graue Schwester verkleidetes Weib, welchem er in Gegenwart von Zeugen eine mit Gold gefüllte Börse übergeben hatte.

Vielleicht ist dies ein Grund, der die Vorsicht der Stadtpolizeisoldaten bis zur Unbeweglichkeit steigert. Sie wissen es recht gut, auf welche Art und Weise Paris eine Geschichte zu erzählen weiß.

Mit ernster aber zweifelsvoller Miene traten die beiden Functionäre an die Menge.

Sie hielten ihre Hände hinter dem Rücken, was gewissermaßen mit zu ihrer Uniform gehört.

Hinter ihnen her schritten noch immer die zwei Männer in bürgerlicher Kleidung.

Hundert Stimmen schrien zornig:

— So ist's recht! Nur nicht eilen!

— Mittlerweile ist das Kind schon auf Reisen!

— Vorwärts! keine Schwäche, weil es sich um einen Mylord handelt!

— Wie soll ich mir mein Brod verdienen, wenn ich nicht mehr das Vertrauen der Familien genieße? fügte Frau Noblet hinzu. Da ist er. Steckt ihn nur ein!

Medor erhob seine geballte Faust und rief:

— Ich schwöre es vor Gott, daß er es ist!

Die beiden Polizeisoldaten entfernten mit etwas zu wenig Umständen alle diejenigen, die ihnen im Wege standen. In solchen Nebendingen ist es erlaubt, ihnen anzurathen, etwas sanfter vorzugehen.

Als sie dem Unbekannten gegenüber standen, sagte der eine ruhig zu ihm:

— Ihre Papiere, wenn es beliebt?

— Was solls mit den Papieren? rief man von allen Seiten. Sie besitzen sämmtlich Papiere. Das Kind, das Kind!

Der eine der beiden Sergeanten, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte, rief:

— Ruhig hier! und Platz machen! Gehet Eurer Wege!

Es entstand ein großes Gemurmel, allein der Sergeant trat einen Schritt vorwärts und die Menge wich zurück.

Diese Bewegung machte Gloriette sichtbar, die noch immer kauerte und von dem was um sie her vorging keine Vorstellung hatte.

Medor, welcher den Angeklagten nicht mehr zu bewachen hatte, trat an sie heran und versuchte es sie aufzuheben. Sie lächelte ihm zu ohne ein Wort zu sprechen, und machte ein Zeichen, daß sie so zu bleiben wünsche. Medor kniete neben ihr nieder.

Die Menge schenkte all dem keine Aufmerksamkeit.

Aller Augen ruhten auf dem „Mylord", der in Folge des allgemeinen Widerwillens so genannt wurde, im Widerspruche mit allen angenommenen Begriffen der Gesichtsfarbe und der Haare der Engländer.

Die Menge hoffte, daß er keine Papiere werde produciren können, denn anstatt seine Brieftasche herauszuziehen, suchte Mylord mit verlegener Miene nach entschuldigenden Worten.

Der Polizeisoldat, mißtrauisch aus Pflichtgefühl, aber artig in Folge der „feinen Wäsche", streckte seine Hand mit ruhiger und stolzer Miene aus.

— Das ist ein falscher Mylord, meinte ein Gassenjunge. Er hat die Beweise seiner Abstammung nicht bei sich.

— Sie werden ihm nicht fehlen, lispelte die vereinzelte Dame, wie allen jenen, die viel Geflunker machen und doch nichts haben.

— Seit mehr als zwanzig Jahren, sagte mittlerweile Madame Noblet zu dem zweiten Polizeisoldaten, leite ich die Spaziergänge mit Erfolg. In frühern Zeiten würde man einem solchen Taugenichts Daumschrauben angesetzt haben, bis er gestanden, was er mit dem Kinde gethan und die Mutter entschädigt hätte, die

in diesem Falle wieder mir eine Entschädigung schuldig wäre, denn sie ist Schuld daran, wenn mein Geschäft zu Grunde geht.

— O, o! rief die Menge, indem sie den Kreis enger schloß, aufgepaßt! Er steckt die Hand in die Tasche! Er hat wohl seinen Paß.

Der Fremde knöpfte in der That seinen schwarzen Ueberzieher auf. Er zog aus der Brusttasche ein Portefeuille, in welchem er unter verschiedenen Papieren eine einfache Visitkarte wählte, welche er dem Polizeisoldaten reichte.

— Ein schöner Beweis das, murmelten einzelne Stimmen.

Allein bei dem Namen, der auf der Karte stand, zog der Polizeisoldat seinen Dreispitz, als ob es ein einfacher Civilhut gewesen wäre.

Die beiden Männer ohne Uniform, welche sich in einiger Entfernung hielten, wechselten einen Blick mit einander.

— Es ist gewiß, daß er wie etwas Rechtes aussieht, murmelte die Dame ohne Begleitung.

— Hat man je so etwas gesehen, murrte die Schäferin in höchster Entrüstung, es fehlt nichts, als daß er sich noch bei ihm entschuldigt.

— Mein Herr Herzog, sagte in diesem Augenblicke der erste Polizeisoldat mit leiser aber klarer Stimme, ich bitte um Entschuldigung, aber ich mußte meine Pflicht erfüllen.

— Ah! schloß Mutter Noblet bitter, so etwas ist noch nicht vorgekommen! Ich und mein Geschäft sind ruinirt. O die Reichen!

Ein lärmendes Geschrei erhob sich aus der Menge.

— Das Kind! das Kind! das Kind! schrie man.

Gloriette legte ihre Hand auf Medors Schulter, und fragte ihn:

— Welches Kind?

Man hätte glauben können, daß eine große innere Bewegung in ihr vorgehe und daß ihr Erkenntnißvermögen erwachen werde. Medor ballte seine grobe Faust und seine Stimme übertönte den Lärm.

— Ich habe nicht gelogen, rief er, der Mann hat mit der Kinderdiebin gesprochen. Wenn man ihn jetzt ausläßt, so werde ich ihm folgen und ich werde ihn schon fassen!

Gloriette wiederholte, indem sie in's Leere blickte das Wort:

— Kinderdiebin!

Hierauf wurde sie aufmerksam, und ihr schöner trauriger Kopf bog sich unruhig zurück.

Die Gruppen bewegten sich zornig; man zeigte mit dem Finger nach dem Fremden, der seinen Ueberrock wieder ruhig zuknöpfte. Madame Noblet befahl ihrer Heerde sich in Reihe und Glied zu stellen und rief Medor rauh zu:

— An Deine Arbeit, Du!

— Nein, entgegnete Medor, diese hier ist zu unglücklich, ich bleibe bei ihr.

— Ah! rief Gloriette mit wirrem Blicke. Bin ich das?... Bin ich es, die zu unglücklich ist?

Die Schäferin stürzte sich auf die Polizeisoldaten, um ihre Autorität geltend zu machen, allein diese, welche die Sache für beendet und für gut beendet hielten, stellten sich Rücken an Rücken und riefen den bekannten Befehl:

— Weiter gehen, nicht stehen bleiben!

— Aber das Kind, das Kind! wiederholte die Menge.

Medor fügte hinzu:

— Und die Mutter!

— Wo ist die Mutter? fragte einer der Sergeanten.

Kein Mensch antwortete, weil Gloriette eben aufstand; sie schien zu erwarten, daß jemand sie anspreche.

Der Polizeimann errieth dies und ging auf sie zu.

— Sie werden diesen Herren auf das Polizeibureau folgen, sagte er sanft, indem er auf die beiden Agenten wies. Glücklicherweise befanden sich die Herren gerade auf dem benachbarten Bahnhofe. Sie werden Ihre Erklärung abzugeben haben und wenn Zeugen da sind, so wird man sie vernehmen.

Gloriette stierte ihn mit großen Augen an.

— Ich also bin es? — murmelte sie. Alle diese Leute sind also meinetwegen hier? Man hat mir also wirklich meine kleine Königin gestohlen?

Medor fing sie in seinen Armen auf, um zu verhindern, daß sie nicht nach rückwärts stürze.

Alle Welt schwieg wie durch eine Verzauberung. Ein tiefes Stillschweigen umgab diese Scene. Die Angst einer Mutter ist vor allem andern ansteckend

Man sah einen großen Kreis trauriger Gesichter, deren Ausdruck etwas Achtungsvolles besaß.

— Ich verließ sie diesen Morgen, fuhr Gloriette fort; so oft ich sie verließ, hatte ich Angst. Mir kam es vor, als wäre ich zu glücklich und als müsse man mir mein Glück rauben. Auf meinem ganzen Wege dachte ich an sie, nur an sie, nichts als an sie! Ich denke niemals an etwas Anderes.... Sind Sie dessen sicher, daß man sie mir gestohlen hat? — Warum sollte man sie mir gestohlen haben? Was kann sie Andern nützen, da die Andern doch nicht ihre Mutter sind?

All' dies sprach sie langsam und mit leiser Stimme, allein jedermann hörte sie, selbst am äußersten Ende des Volkshaufens.

Zwei große Thränen, die ersten die sie vergoß, rannen über ihre blassen Wangen herab.

— Man wird sie ja wiederfinden! meinten einige mitleidsvolle Stimmen.

Gloriette richtete sich in den Armen Medors auf, und ihre Augen schleuderten einen Blitz, während ihre Stimme schwach und gebrochen blieb, indem sie sagte:

— Was verlangt man dafür, daß sie wieder gefunden wird? Ich gebe Alles, was man will, mein Blut, mein Fleisch.... ach, die Nägel an meinen Fingern, meine Haare, meine Augen, meine ganze Seele!

— Vorwärts! befahl einer der beiden Männer ohne Uniform und murmelte zwischen den Zähnen: das bricht Einem das Herz, in der That!

Er und sein Begleiter wandten sich gegen den Ausgang.

Man sah sie nicht an. Der Polizeisoldat sagte:

— Diejenigen die schreien, dabei ist nichts! aber wenn jemand so still in sich hinein weint, das schnürt mir die Brust zu.

Dies war auch das Gefühl aller Andern. Von nun an war es nicht mehr eine Theater-Rührung, vor diesem herzzerreißenden Schmerze verschwand selbst die Neugierde. Der Menge ging es wie der jungen Mutter, das Herz wurde ihr schwer.

Der Fremde, den der Polizeisoldat „Herr Herzog“ angesprochen hatte und der einen Augenblick lang den heftigsten Argwohn der Menge erregte, benützte die wiedergewonnene Freiheit nicht, er blieb noch immer auf derselben Stelle und mit denselben Blicken stehen.

In dem Augenblicke, als man sich in Bewegung setzte, machte er einige Schritte gegen die Hauptgruppe, und sprach die Stellvertreter des Gesetzes an:

— Dieser junge Mann hat die Wahrheit gesprochen, brachte er endlich mit großer Schwierigkeit heraus, indem er mit dem Finger auf Medor wies. Ich habe die Kinderdiebin gesehen, ich habe sogar mit ihr gesprochen; führen sie mich auf das Polizeiamt.

— Sie sind doch ein rechtschaffener Mann, rief Medor warm.

Mit diesen Worten gab er der Ueberraschung, die sich auf den Gesichtern Aller malte, einen so natürlichen Ausdruck, daß der Fremde ernsthaft lächelte.

— Ja, sagte er, ich bin ein rechtschaffener Mann.

Wenn er lächelte, erschienen seine Züge merkwürdig schön. Er trat mit den Polizeisoldaten an die Spitze der Volksmenge, die sich nach dem Walhubert=Platze hinabdrängte.

Die Ansichten der Menge sind wandelbar; sie ist eben ein Weib. Die Menge war jetzt nicht weit davon entfernt, in diesem Manne, den sie noch vor Kurzem für einen überwiesenen Vampyr hielt, einen

Romanhelden, wenn nicht einen Rettungsengel zu sehen.

Der erste Polizeisoldat unterstützte Lily rechts, während Medor ihr links beistand; hierauf folgte die Schäferin mit ihrer Heerde, und dann die Volksmasse, die sich nicht vermindert hatte.

Die Schäferin machte, so viel es möglich war, die gute Ordnung ihres kleinen Bataillons bemerklich.

Als man durch das große Thor kam, erhob Lily, welche seit ihren letzten Worten vollkommen theilnahmslos geblieben war, ihre Hände gegen die Puppen- und Spielwaarenhändlerin, welche ihren Posten am Eingange hatte, und ein schwerer Seufzer hob ihre Brust.

— Ist es wirklich wahr, was man sagt? fragte die Verkäuferin, hat man wirklich den Schatz, die kleine Königin, geraubt?

— Es ist wahr, stotterte Lily, wahr! wahr! .... noch gestern hielt sie bei Ihnen an und wollte eine kleine Flasche aus Zucker.

— Und alles was sie wollte, das bekam sie auch. Wenn Sie selbst kein Geld bei sich hatten, schenkte ich Ihnen so gern Credit.

— Ich habe sie für einen ganzen halben Tag verlassen und man hat mir sie gestohlen ..... ach es ist wahr. Wahr! Wahr!

Ihre Thränen floßen reichlicher und ihre Stimme gewann wieder an Biegsamkeit. Das Fieber nahte.

— Muth, Madame, sagte der Sergeant.

— Einen ganzen halben Tag! wiederholte Gloriette, jede Minute kann ein Unglück herbeiführen! Ach, wie glücklich sind doch die Reichen, welche ihre Kinder nicht fremden Leuten anzuvertrauen brauchen.

— Das ist's, brummte Mutter Noblet, indem sie bei der Verkäuferin vorbeikam, jetzt wird man mir die Schuld beilegen! Am Ende verlangt sie noch einen Schadenersatz von mir!... Ich kenne mein Geschäft!... Mein Haus ist zu Grunde gerichtet, weil man Communnicantinnen, Studenten, Soldaten, Ammen und gemeines Volk in den Garten läßt. Es wird nicht lange dauern. so wird man auch wüthende Hunde mitbringen dürfen. Wenn es einmal zum Barricadenbau kömmt, werde ich die letzte sein, die Regierung zu vertheidigen.

Man schritt vorwärts. Von allen Seiten lief die Menge auf den Platz, um zu sehen. Sehen! Das ist die Leidenschaft der Großen wie der Kleinen! Und sie

sahen Lily daherwanken, wunderbar schön in ihren Thränen.

Sobald man nur das Wort kleine Königin ausgesprochen hatte, so verstand alle Welt. Es war ja ihr Stadtviertel und die Meisten kannten die kleine Königin. Man hätte es für eine allgemeine Trauer halten können. Es gab Leute, Frauen, ja selbst Männer, die weinten, wenn Lily sie mit ihren thränenfeuchten Augen ansah und wimmerte:

— Ich habe sie nicht mehr! man hat mir sie gestohlen! Es ist wahr! Wahr! Wahr!

Ende des ersten Theiles.

Féval, Paul,

Der Gaukler Roman

Bd.: 1

Wien (1868)